Al: Ausg. a

NB: Ausg. a

Poetische und prosaische Werke

von

Chr. F. Gellert.

Erster Theil.

Fabeln und Erzählungen.

Berlin.

Gustav Hempel.

Fabeln und Erzählungen

von

Chr. F. Gellert.

Berlin.
Gustav Hempel.

Inhaltsverzeichniß.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall,
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir,
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir:
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur:
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur;
So bald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.
O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken,
So singt, so lang ihr feurig seid,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.

Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damon's Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damon's kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von Beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle Beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es sein, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perrücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und Mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen Alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann Jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah Keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schreien:
Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hochgestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Geist und Witz verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben,
Und jedesmal ward die erfund'ne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt:
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt;
Und, daß ich's kurz zusammen zieh',
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr' die Welt gesehn;
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geschehn.
Von einem Greise will ich dichten
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.
Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb' und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied sein.
Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh'!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sei meine Poesie.
O Ruhm, dring' in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt:
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt',
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.
Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sich's selber wohl.
Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten Alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.
Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

Was wünscht man sich bei jungen Tagen?
Ein Glück, was in die Augen fällt,
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das Keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen
Und desto tiefrer Sklaverei.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
Verliebt und jung zu sein, und um den Tod zu flehen,
Wem dies nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt in's Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu sein.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleien;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dich's nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit;
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor Kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.
Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin,
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn,
Zu Flügeln werden ihre Hände,
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut,
Und Federn überziehn die Haut.
Ist's möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal um's Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt an's Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör' ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht;
Sie hat als Chloris schon oft über nichts gelacht.
Jetzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd' ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.
O, wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so wie Chloris handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im Voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu' es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That Alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm in's Ohr,
Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen
Und euch mit dem gefallnen Thau

Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu sein?
Er ging zum Kirchhof hin, und zwar sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Frömmigkeit;
Und, daß man viel mit wenig Worten sagt,
Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt."
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt' er's ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an,
Verzeih' mir's Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wol von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit' ich aus.
Was Keines weiß heraus zu bringen,
Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft' ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren,
So wünscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.
So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor-, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werden's finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang' er stille steht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Jetzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die Alles demonstriren!
Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
Denn Beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und ging einher mit steifen Füßen.
Er ging, ein Jeder sah ihn an,
Und Alle lachten, die ihn sahn,
Und Jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Blos weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluthen fährt,
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis zu geben, —
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.
Ihn lockt das reiche Land, das wir durch's Schwert bekehrt,
Das wir das Christenthum und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah' an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande

Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Briten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft mit verwirrtem Sinn
Der Brite sich zuletzt bei einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.
Auch Inklen nimmt dies Kind bei wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu sein,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst und bat um Gegenliebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen red't dies Paar, durch Mienen wird's vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befrein.
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmal an und spielt' an seinen Haaren
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.
So oft der Morgen kömmt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh
Und zeigt durch Zärtlichkeit mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus,
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wol ein Herz so edel sein?
Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein;
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.

Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hört's und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid' ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.
Vor Freuden weint dies Kind und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in Kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt an seiner Hand
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.
Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort
Und fliegt nach Barbados; doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fing er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See mit Müh' und Angst durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.
Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm auf's Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Brite froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem Keiner gleich gewesen,
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu'
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich und bei der Glieder Reiz
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sei stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen.

Der Kuckuk.

Der Kuckuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?
Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geist's sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren
Und gab in einem weißen Tuch
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien und hörte zu: es fing ihn an zu schauern,
Er konnt' es länger nicht als einen Auftritt dauern;
Denn eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fing drauf der Wirth gewaltig an zu schrein,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte sein
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiße Geist verschwand
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein Jeder, der dies Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen,
So wird, um sich von allen zu befrein,
An Versen doch kein Mangel sein.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern' aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!
Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab —
Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.
Fußfällig klagt er ihr sein Leiden;
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreit er, ja, ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.
Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und — o, was kann verwegner sein!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Herrn noch heut' um Keuschheit an;
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen;
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht,
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ist's nicht ein armer Mann?
Geh', Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh' nur und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken
Und jetzt an einen Armen denken?
Sie singt und trägt das Essen singend auf,
Sie ißt und schmählt auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brot —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
Wenn ich die Hand zum Munde führe.
Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
Seid fromm und denkt an eure Pflicht;
Der Herr vergißt die Seinen nicht.
Wann seht ihr mich denn betteln gehen?
Allein man muß zu Gott auch brünstig schrein und flehen!"
Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
Nein, nein! sie dient und hilft den Armen;

Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis
Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wol ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das in der Noth bei ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen,
So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.
Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! sie weiß sich auch die Todten zu verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wann sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses sein?
Beate schickt's und will's dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen,
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die Andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer war's, der jetzt in die Collecte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate war's, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate, laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen,
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von Andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn Andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht sein;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.
Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.
Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.
Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.
Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte,
So würd' er nur für sich allein
Und nicht für mich bekümmert sein.
Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig sein.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte —
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbars Gastwirths Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.
Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt' ihm an dem heißen Munde.
O! erseufzt' er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?
Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wol davon gekommen.
Sterb' ich Aermster so geschwind,
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.
Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.
Liebst du mich, und bist du treu,
O! so hole sie herbei;
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab' ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon.
Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bei schwachem Muthe,
Noch den Dunst von seinem Gute.

Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir Alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.
Sollt' ich nur so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wol Neid?

Der Proceß.

Ja ja, Processe müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz' Alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint ihr, euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit — —"
Gevatter, ihr seid nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will euch's lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.

Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor in's Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen —
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O, dient mir wider ihn, und helft die Sach' entscheiden.
Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug! verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist!
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
Ich schwör' euch, endlich durchzudringen;
Doch —"
Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit auf's Höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn' Ihr christlich Herze!
Sie sorgen gern für Andrer Heil
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf Ihre Gütigkeit.

Dies ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich blos auf unsere Billigkeit:
Doch, daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt
Und wie ein Mensch stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald,
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems' entgegen zog
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der hesicht am Gebisse floß;
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur, so mußt du zittern.
Es schüttelte; die Bremse wich.
Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dies stürzet oft den größten Mann,
Wer dir als Freund nichts nützen kann,
Kann allemal als Feind dir schaden.

Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß
Und, Andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß —

Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Auf's Schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als sie;
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.
  Er stirbt. Man find't sein Testament
Und liest: Ich will, daß einst nach meinem Sterben
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und Alles diesen Beiden?"
  Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu processiren,
Sonst hätten Beide nichts gekriegt;
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb, war er's noch nicht.
  Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh' und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand
Und wacht, wenn Andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehen.
Arm hatt' er sich noch satt gegessen;

Reich hungert er bei halbem Essen
Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.
Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort und sah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich jetzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wol gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab' es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen;
Denn Keiner wußt' ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh':
Doch seine Spröde hört' ihn nie.
Er sprach: Zwei Bänder geb' ich dir,
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie und giebt sie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dies ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!
Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.

O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.
Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis vor dem Schäfer stehn.
Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft' ich mich zu was entschließen.
O, wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.
Sie sieht sich dreimal schüchtern um
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.
Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, jetzt bückt sie sich geschwind
Und wagt's, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.
Wie süße muß ein Kuß nicht sein!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich als erst zu scheun
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht,
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.
O! fing Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab' ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig sein.
Jedoch was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ist's zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferin
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch wenn's auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ich's doch für ein Gedicht
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht,
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab' es oft versucht und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, blos, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!
Jetzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte man's nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiß, sie widersprach.
Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
Sie aßen unter Anderm Fische,
Mich däucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab' ich wol gedacht;
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?
So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt
Und zitternd, mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fing sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,

Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O, laßt sie doch nicht trinken!
Ihr Liebster geht und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort,
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders sein? Gleich auf den Zorn zu trinken!
Ein plötzliches Geschrei bewegt das ganze Haus.
Man bricht der Frau die Daumen aus,
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vor's Gesicht;
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kommt und schreit: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Velten's Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.
Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.
Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab und sprach mit Lachen:
Ich will's dem Viehe leichter machen.
Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ei, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr' fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein großes Glück genießen;
Doch wird's dein Unglück sein, sobald du es wirst wissen.
Ist Semnon's Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt,
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Mensch und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weil's die Gottheit saget,
Nein, weil er's schon gewünscht, eh' er sie noch gefraget;
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz, Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.
Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Scepter künftig führen
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.
Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort,
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.
Allein so froh er war, so war er's nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit war's, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?
Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.
O Thor, versetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.
Er that darauf im Kriege sich hervor
Und stieg aus einem niedern Stande

Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn,
Und Semnon ward bei immer größerm Glücke
Der Liebling seiner Königin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgner Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost und halb mit Zärtlichkeit.
Jetzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.
Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig sein.
Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.
Die Mutter kann im Lhombrespielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel bangen Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind jetzt fühlt.
Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.
Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen;
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es sein Haus von Neuem sah!
Nun will ich mich wol besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreu'n;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge sein.
Bei Gütern, die wir stets genießen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht,
Die Liebe nicht von Herzen ginge!
Das Alter sang in diesem Ton,
Von seinem Vater hört's der Sohn
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge,
Und gieb mir zu gesetzter Zeit
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treu'sten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint,
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?
Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was Eines wollte, wollten Beide,
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.

O, sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!
Ja wol! Ich wünsch' es auch mit dir.
Sei nur recht zärtlich eingenommen.
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen,
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenn's nun der Tod gehöret hätte?
Ja wol! er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt und fragt: Wer rief? Hier! schreit sie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seid
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O Weiber, überwindet euch;
Les't dies Gedicht und seid zugleich
Beschämt und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu' in's Blut geschrieben.
Beweist es! hör' ich Alle schrei'n.
Recht gut! es soll bewiesen sein.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterei! kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär'.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wend't Alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell' deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frei'n.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.
Wer kann den Kummer wol beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis' und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses sein?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder frei'n,
So müßt' ich ja ein neues machen lassen.
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht wie ein Pedant,
Der jetzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich in's Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn' erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilet sie den trotzigen Bescheid,
So reißt die Magd mit Borsten in den Händen
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr als Andrer Müßiggang

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dies muß ich in der That gestehn:
So lange Zeit, als ich dich kenne,
So seh' ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib' immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich, wie du, ich thät' es auch.
Was brauchst du Andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eiern unser Haus versorgen.
O, rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eie,
Aus vollem Halse zehnmal schreie:
So, denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sei mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich oder eine träge Henne.
Denn wenn wir auf den Blumen liegen.
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreien wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht wie du im Neste heisch,
So präge dir es jetzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein,

Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.
Auch hat uns die Natur beschenkt
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath' ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene,
Und willst du selbst die Henne sein,
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bette Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf,
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Luftschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht jetzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timon's Glück vollkommen machen,
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt,
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund, um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seid ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seid.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt,
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schad't, als nützt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sei der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wol Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabei.
Was glaubt der Eh'mann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt, ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt! doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?

Was pflegt uns Ruh' und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden;
Es sei auch tausendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrthum ganz verschwinden,
So wär' es schlimm, ein Mensch zu sein.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt' es heute sein.
Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet
Und schnell ihm still zu stehn gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.
Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgeh'n.
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.
Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wol.
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.
O Thor! läßt Zeus sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn?
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt und läßt dich dennoch schmachten
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o, lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh'?
Er darf mit ihr von Liebe reden
Und wagt den ersten Kuß auf sie.
Ein Jahr! und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er beim ersten Blicke
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob' ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt und seht und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bei eurer Liebe fühlt,
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sein,
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt und schwur, sie wieder zu besiegen.

Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Qual,
Er red't von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamant'nen Herzen
Und von der Hoffnung Nordlichtschein
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
So wird der Schönen Herz, eh' Nacht und Tag verfließen,
Von deines Briefes Gluth erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus' kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb,
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn
Und, da sie ihn unlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?
Ich weiß noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken:
Durch Verse kann man sehr entzücken,
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib' an sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?
Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.

Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand
Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dies: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wol: drei Jahre liebt' er sie;
Allein umsonst war alle Müh'.
Was that er endlich? Er verreiste
Und ging, (was kann wol Aergres sein?)
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen
Und Doctor Fausten selbst betrogen,
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.
Doch eh' vier Wochen sich verlieren,
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach, spricht er, da der Geist erscheint,
Ach, darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen,
Und dies erfüll' ich auch genau;
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen,
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert sein.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
Denn, sprach er bei sich selbst, so arg du immer bist,
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein off'ner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen, —
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O, rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht' es wol, drum kam ich so geschwind.
Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern bess'rer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beizustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit;
Doch ist ihm wol die Noth benommen,
Da statt der Schuldner Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kommt Einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlsein ängstlich fraget
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget
Und doch durch Alles nichts, als daß ihn hungert, saget.
O Glücke! rief Aret, soll Eins von Beiden sein,
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:

So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher sein;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und läßt ihn nichts als theures Elend schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre, —
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt' ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah' über seinem Haupte schweben.

Der Glückliche fängt an zu beben:
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schrei'n,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält:
Dies Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdrängen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden;
Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müßten weise werden,
Und seht, sie werden's nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge,
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, Alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln,
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fing er wieder an zu schmeicheln,
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen,
Er hieß der lustige Joli.

Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
Und Beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.
Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht erseh'n, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur, doch wachsam um das Haus,
Ging öfters auf die Jagd mit aus,
War treu und herzhaft in Gefahr
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus;
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein Bißchen Witz mehr als ein gutes Herz.

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön wie das Morgenroth und heiter wie der Tag, —
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach,
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt,
Und hätt' ich ja was fordern sollen,
So hätt' ich Küsse fordern wollen.
So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön bis zum Entzücken,
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
Sobald sein Weib nicht um ihn ist.
Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt und legt es nieder.
„Hier nehm' er sein Gemälde wieder,
Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.

Wer hieß ihn so viel Schmeicheleien
Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
Kurz, nehm' er nur sein Bildniß hin;
Ich mag nicht schöner sein, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt' er die Venus malen;
Von dieser laß er sich bezahlen."
So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es sein zu wollen?
Wie Viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!
Der Maler nimmt sein Bild und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig wie ein Künstler fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen
Und so ein schönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O, fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.
Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geseh'n?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah auf's Bild. doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original,
Und jeder rief: Sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt' ich dieses hoffen!
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt' euch treuer malen;
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen.
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seid,
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze:
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.
O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wär'st du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;

Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find' ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Hieß er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach
Und find't mit leichter Müh' (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß Mancher eh' die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh' die Wahrheit suchen wollte;
Und Mancher hätte sie wol zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wol; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu seh'n, mit tausend Sorgen
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh',
Such' selbst, such' aufmerksam, such' oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die Alle nöthig haben,
Die uns als Menschen glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände
Und war das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah vor seinem sanften Ende
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechste Mal schon aufgelegt
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke
In einer spanischen Perrücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.
Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht an Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuzieh'n;
Er zieht, und Jung und Alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!

Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen,
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn Alles will den grünen Esel seh'n,
Und Alle konnten doch nicht mit dem Esel geh'n.
Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers gescheh'n;
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu seh'n;
Und so bewundernswerth er Anfangs Allen schien,
So dacht' jetzt doch kein Mensch mit einer Silb' an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch sein,
Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein:
Er sieht, und er erstaunt; kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward nach des Vaters Tod Herr einer Million
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugeh'n;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugen zu steh'n.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Anseh'n hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette.
Indessen war er doch Baron,
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Heiducken blicken.

Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg' mit Gold
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat
Und Alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überred'te,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen,
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Eltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts als Reichthum hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr, sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.
Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen,
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.
Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? Vielleicht.

Doch nein! hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr, fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt' euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann.
O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld gelieh'n.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe zieh'n;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.
Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden,
Dies Glücke dank' ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder funfzig Gulden.
Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld;
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
Die sollen deinen Kindern sein.

Mensch, mache dich verdient um Andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizusteh'n,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht und auch die Folge nicht,

Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, sein.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu seh'n zu blöd' am Geiste bist,
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab in's Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich,
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm
Und forderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wüthend todt.
Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich Alles billig fügt;
Denn wiss': es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dies Weib lag an den Blattern blind.
Nun weiß man wol, wie junge Weiber sind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön wie Cythere sein,
Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zu rechte legen
Und oft durch ein Gebet um ihre Bess'rung fleh'n;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten seh'n.
Der arme Mann! ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht besinnt er sich und thut, was Andre thaten.
Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor Andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön
Und also ganz geschickt, mit Beiden umzugeh'n.
Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befrei'n?
Der Mann sieht Lorchen an und red't mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant.
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn sie blos durch Blicke red'ten,
So möcht' es endlich wol noch geh'n;
Allein bald wird man sie einander küssen seh'n.
Er kömmt und klopft sie in den Nacken
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,

Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küssen gar zu laut.
Wie konnt' es anders sein? Lisette mußt' es hören.
Sie hört's und fragt: Was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach, spricht sie, lieber Mann, wie redlich meint's dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris, wär'st du nur verschwiegen,
So wollt' ich dir etwas gesteh'n,
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferin,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir's sicher offenbaren;
Ich schwör', es soll's kein Mensch erfahren.
Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunst und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.
So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wol! Doch sage ja kein Wort!
Ich hab' ihr Herz nun völlig eingenommen
Und jetzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sei ewig dein;
Doch eines bitt' ich dich, du mußt verschwiegen sein.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht Niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.
Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut!

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr sein Freund Tiren gesagt?
Damöt, du weißt ja wol, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dir's gesteh'n.
Er sagte mir — verlang' es nicht zu wissen;
Ich hab' es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.
Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir gesteh'n:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren
Und hat ihm jetzt in ihrem Leben
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen sein.
Damöt verspricht's. Kaum ist Damöt allein,
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an,
Ich will es Keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.
Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt, verrathen sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die ihrer Meinung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach, wie wird dir's geh'n!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich Plaudrer sollt' ich länger lieben?
Und kurz, Tiren verliert die schöne Schäferin
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten geh'n;
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu versteh'n,
Und Jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wackelt mit, allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! du schwimmst? wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?
Die Henne läuft mit struppigem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrei'n,
Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheu'n.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit?

Was dir Entsetzen bringt, bringt Jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren,
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ist's, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpicia, ein junges schönes Weib,
Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder
Und fiel halb todt auf's Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! Doch läßt sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!
Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ist's, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint sogleich in vollem Trab
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint' und Feder bringen.
Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bei Seite
Und fragt, was doch der Zufall wol bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich: was es bedeuten kann?
Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen."
Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld! nun werden wir's erfahren.
Was ist's? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.
Sulpicia! erst sollst du schwanger sein?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte, schweigt und gebt ihr gar nichts ein,
Denn Einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur

Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte,
So ist sie nicht so schlimm als eure Cur.
Geduld! vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh' die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, ob's noch nicht besser ist?
Ach ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen;
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befrei'n!
Wer pocht? Es wird der Doctor sein;
Doch nein, der Schneider kömmt und bringt ein Kleid getragen.
Sulpicia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd' ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen,
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wird's wol wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts Schönres auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben,
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh' er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch Alles Eitelkeit!
O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre
Und eilt, die Sache zu vollzieh'n.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpicia liegt noch darnieder
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelt's aus. O welche Seltenheit!

Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel, spricht der Mann bei sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin,
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute seh'n,
Wie mir das neue Kleid wird steh'n,
Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee;
Kein Finger thut ihr weiter weh'.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?
Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht;
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib blos zum Vergnügen,
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib,
So dien' ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach hohem Range,
Nun so vergeßt, daß bess're Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinne und den Leib,
So wagt's, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.
Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?

Und wenn ich, ohne mich zu grämen —
  O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann.
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht und eine zarte Haut,
Doch eine sehr gezwung'ne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck in's Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bei alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.
Die andere Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frei und reizend in der Miene
Und liebreich mit gelass'ner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand,
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemess'ne Tracht
War Carolinens ganze Pracht.
Ein Freier kam, man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt' und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen,
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur:
Die Erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
Die Andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden seh'n, und so gefällt sie Allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!
Der Maler ward beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.

Die Lerche kömmt; sie soll den Streit entscheiden,
Und Beide stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es, sprich, wer von uns Beiden
Am Meisterlichsten singen kann?
Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden
Und sah sie ganz mitleidig an
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ich's denn gesteh'n:
Die kann so gut wie jene singen;
Doch singt, so lang' ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen,
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entsteh'n.
Wir wollen Keinen von euch kränken:
Der Eine kann so gut, wie Jener denken;
Doch Keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredtsamkeit.
So lange wir Mosheime haben,
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seid.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh'!
Du demonstrirst wie er, und er so fein wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben,
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr Alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben,
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seid.

Das Unglück der Weibr.

In eine Stadt — mich deucht, sie lag in Griechenland —
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserei
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrei

Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrei'n,
Was muß das für ein Lärmen sein!
Ich zittre schon, wenn zwei nur schrei'n.
Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hat's von Tausenden nicht Eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein?
Von Tausenden nicht Eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen sein.
So hart als auch der Feldherr war,
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General sein mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben
Und jeder Frau zu ihrer Ruh'
Den Mann und einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.
Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht;
Ihr Schönen, fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub' ich nicht,
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen!
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hat's gesagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wol wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie sei'n es oder nicht, kann meine Schönen nennen.
Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben,
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was half's, daß er „ihr Schönen" sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zagte,
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug;
Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann,)
Bis, sag' ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wollust! welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ich's auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug' an seinem Auge hing!
Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann in's Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen;
Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat in's Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd' und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn, fing er an, mich quält ein trauriger Gedanke:
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen steh'n,

Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.
Der Sohn erschrak und stutzte lange.
Ach Vater, hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm in's Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach
Und dehnte sich dreimal und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach
Und mußt dich Tag für Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thät'st ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein du Narr mußt in der Scheune stehn
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke seh'n.
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wol mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh'
Und trinkst dein gutes Bier dazu
Und hast gleich nach dem Pfarr' die Ehre —
O wenn ich doch schon Schulze wäre!
Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte
Und er verwegen sein und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.
Hans zieht die Schöne sanft zu sich in's Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.

Kurz, er fing an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz und trug ihr Herz davon
Und ward, wie Viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie, so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders als den Schwiegersohn?
  Er eilt in's Amt, kömmt bald und freudig wieder
Und wirft sich auf die Bank als Schulz im Dorfe nieder.
  So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen
Sich selbst vor trunk'ner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen
Nach einem tiefen Compliment
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt' auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.
  Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wol davon befreit?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreit
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fing er zu sich selber an,
Ich habe Haus und Hof und Ehre
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe;
Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,

Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es Niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mir's nur keine Schande,
Ich griffe nach dem ersten Stande
Und stürb' als Drescher auf dem Lande.

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiß, wie Viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die jetzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh' es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt;
Lernt doch, daß die am Mind'sten glücklich sind,
Die euch am Meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sei es dem Gott der Ehen,
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue
In kluger Ehe glücklich war.
Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört' ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh'.
Da ihn kein Eigensinn verführte
Und sie kein eitler Stolz regierte,
So herrschte weder sie noch er.
Sie herrschten; aber blos mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.
So wie wir, eh' wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm wie der erste sie noch ein.
Sie starben. Wann? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln sein.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn Keiner brannte von dem Span,
Woran der Andre sich den Taback angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und Jeder wollte blos den Andern überleben,
Um noch im Sarg' ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der Andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich Beid' im Singen zänkisch banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör' ich Viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich sein!

Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Silben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker zieh'n
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wann, sprach es, und fing an, die Schenkel schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?
Schweig', rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessres als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest bess're Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten,
So hättest du auch ihre Sitten,
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie wie du erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu sein.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hat's gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig sein
Und Thieren nicht dies kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk' oder denke nicht, darauf giebt Niemand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte, —
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen seh'n
Und oft den Kopf mit einem Beine halten
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt blos daher, weil sie so viel versteh'n
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dies Gebäud' entstanden?
Ist außer ihm wol Jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand sein?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne
Und sehe nichts als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Märchen glaub' ich nicht.
Lern' es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher
Und fingen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns Beid' erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meinung sein?

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,

Als einen Gott zum Thron erheben:
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beschloß ich auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der seiner Miene nach die eingelaufnen Schulden
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.
Herr Orgon ging vor mir (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß),
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet' uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
Ach, sprach er, ach, erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wol bald meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreu'n.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne sein.
So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
O Gott! du weißt's. Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,

Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
Ihr, sprach ich, sollt es Alles haben;
Ich seh', daß ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn;
Allein indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!
So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte;
Die stell' jetzt deinem Geiste dar,
Und fühl' es recht, wie schön sie war.
Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend insgeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär' er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm und streift ihn ängstlich auf
Und forscht, von Lieb' und Ahnung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.
Callistens Freundin sieht ihn zagen
Und sagt's ihr, heimlich sagt sie's ihr.
O, spricht sie, lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg' er zweimal fehl, so werd' ich doch nichts sagen;
Ich weiß, er meint es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch: das wollen wir nicht hoffen!
Und schlug und rief: O unglücksel'ger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er danieder lag.
Sie, noch für den besorgt, (kann man was Edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt.
Doch dies war nur geringes Leiden.
Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war:
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.
So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh' nur den Doctor an, sein Schrecken sagt dir's schon.
Er sieht den Brand und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht als noch drei Tage leben.
O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!
Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
So, sprach sie, sterb' ich denn? Wolan! Er ist nicht Schuld;
Er würde gern für mich erblassen.
Gott hat's verhängt, Gott ehr' ich durch Geduld
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)

Sie aber, fuhr sie fort, setz' ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich sein.
Sie sprach's und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame zieh'n
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame zieh'n.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf jetzt bei des Einen Zügen
Und billigte darauf des Andern seinen Schlag.
Der Eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn!
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn zieh'n,
Wenn du's so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden,
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da,
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,

Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's euch und Jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.
Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir Manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.
Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wol beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war.
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater, spricht er, seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen,
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war —
Bei Hofe? was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nöthig wäre? —
Was ein Poet bei Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wol Recht zu fragen.
Mich ärgert's, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch jetzt kaum in den Schulen liest.
Was ist's denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! gar nichts! Der Eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der Andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen;
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.
Doch auf die Sache selbst zu kommen:
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bei Tag' im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wol möglich sein;
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund' und Gönner sein.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder Ja noch Nein.
G'nug, der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß:
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigeh'n einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaß, sprach die Königin, blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde
Als Sie, mein Prinz, durch's ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterin,
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wol entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.

Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ich's kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind (verzeih' mir's Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.
Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe,
Ich wünsch' es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährt's, gedenken Sie an mich.
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.
Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil Beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub' ich nicht.
Wie sollten dies sich Weiber übel nehmen,
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht?
So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde,
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde will's verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon,
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.
Dorinde sagt's ihr zu. Und doch soll mir's nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie zu schweigen bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,

Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden ist's noch viel zu schön geboren,
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.
Eh' noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.
Sobald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt' er den Physicus zu dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mitgefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seist du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt
Und, wenn sie's dreimal sagt, von Neuem dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt!
Ein giftig Weib — doch nein, ich mag nicht schmählen,
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie Andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze
Und sah am Rande Gänse gehn
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb steh'n.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab' euch zugesehn,
Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen."
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spazieren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt, —
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt;
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben,
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als Vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um Andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt:
Wer kennt nicht Till's berühmten Namen?
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing Einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freu'n,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern' so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern an's Glück, im Glück an's Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht man's nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär' er nicht so treu die Sache durchgegangen,
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.
Jetzt waren sie nun Beide frei
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu'
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beff're Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.
Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht
Und knebelten den lieben Wirth im Bette
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf gingen sie zu ihm vor's Bette
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme bau'n.
Indem er nun den Bau zu Stande brachte
Und vor dem Hause stund und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
Ging ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt' ihn mit freudigem Geschrei,
Ob's groß genug für Arme sei?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen sein;
Doch sollen alle Die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten,
Der Tod der Mücke heischt mein Lied;
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb und die verschied.
Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein,
Entschloß sich, that drei gute Züge
Und sank vor Lust in's Glas hinein.
Die Mücke sah die Freundin liegen;
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheu'n.
Am Lichte will ich mich vergnügen
Und nicht an einem Becher Wein.
Allein, verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach,
Verbrannte sich die kleinen Beine
Und starb nach einem kurzen Ach.
Ihr, die ihr. euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt,
Ruht wohl und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitten ein;
Denn gleich auf's erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn
Und oft um Gottes willen flehn
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Da fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dies Procent zog er gleich ab.
Indem daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt jetzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten Malen.
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hat's gehört.“ — und eilends ging der Mann.
Amynt! fing drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen,
So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar sein
Und euch statt zehn gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,

Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet ihr mich nicht als Zeuge kränken,
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, sprach Amynt, ich habe seit zween Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brot.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn;
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein.

Herodes und Herodias.

Freund, wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle;
Wer Ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd' ich deswegen wol der Mordsucht eigen sein?
Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sei kein Verbrechen,
Wird, wenn's dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht,
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen,
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn:
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O merk' es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk' es dir!

Es giebt nicht mehr als Eine Tugend
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft
Und bist bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.
O Jugend! faß doch diese Lehren,
Jetzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sei Niemand eifriger als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bei widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn Alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern sein,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freu'n.
O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu sein?
Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von Einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu', mit dem sie sich vermählt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.
Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es und spricht kühn:

Du hast des Bruders Weib; dies, Fürst, ist ein Verbrechen!
So red't ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt' ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indeß Johannes auch gesprochen,
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben
Und sich, daß er's nicht hat noch hassen kann, betrüben.
Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu sein,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen,
So wird er's doch aus Wollust sein.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begingst vielleicht wie er das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.
Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut' jetzt deinem Glücke,
Und bitte, was du willst; für meine Lieb' und dich
Ist nichts zu groß und nichts zu königlich."
Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias und fragt: Was soll ich bitten?
„Bitt' um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Find't, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit?
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hat's nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laster alle siegen!

Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
Ihr, die ihr dem gehorsam seid,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ist's möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh' und find't sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu sein, sich erst an Ketten binden.
Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt;
Sonst würd' er nicht so abergläubisch werden.
Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh',

Und Räthsel, die wir aufzuschließen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
Und schuf den Himmel und die Hölle?
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was Jeden ruhig macht, ist Jedes sein Gesetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.
Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies,
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.
Sein Ende kam; und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Der Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal „du christlich Thier“ gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeist's Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen, —
Oront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt,

Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.
Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn
Und frei im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb', und was mir Gott verlieh'n,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erzieh'n,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Gold's durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'.
Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.
Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brot.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathsstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fing er an, und nahm ihn bei der Hand,

Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb' und ehre den Verstand;
Sie sollen dieses Amt vor allen Andern kriegen.
Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach
Und werth, die Andern zu regieren.
Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn' ich Sie, das Amt ist Ihre;
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh'.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem Tage,
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweimal gekräht.
Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,)
Die wanden sich in ihren weichen Betten
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.
Ich hab's gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn;
Und ihren Zorn sich zuzuzieh'n,
Ist leider eine leichte Sache.
Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan.
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was half's den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh' im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt' in der Nacht jetzt nicht, um welche Zeit es wär';
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte,
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn,
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz,
So lern' die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
„Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen;"
So bald du dieses glaubst, so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden sein.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweimal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt' Ihn, laß Er's sein,
Denn sonst zerschlägt Er mir das Bein.
Gut, weil ich dir's noch nicht zerschlagen habe,
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen sein.
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fing ruhig an: Da sieht Er's nun!
Hab' ich's Ihm nicht gesagt, Er würde mir's zerschlagen?

Dies, Mensch, kann Zenon's Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe,

Und willst du stets zufrieden sein,
So bilde dir erhaben ein,
Lust sei nicht Lust und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meinung sein?
Das weiß ich selber nicht; indessen klingt's doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen sein.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt' er wirklich große Gaben.
Denn Mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht',
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz trotz seinem Stolz erkühnt
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.
In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann,
Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.
Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab' aus Eigensinn einst ein Gelübd' gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden
Und nahm sich vor, nicht mehr zu frei'n.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder frei'n.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sah's und schritt zur zweiten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feierlich Gelübd',

Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.
O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
Und der auf nichts als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?
Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Maurer auseinander gehen.
Wie! sollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich sein, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut;
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu frein;
Und doch war sie nach zwei und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet sein!)
Bereits das drittemal versprochen.
O, das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo Jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle.
Kurz, Beide waren recht ein Herz und eine Seele.
Die gute Frau! ich gönn' ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fing nicht gleich, wie eh'mals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum und hätt' es selbst gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag', da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh' Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
„Ach, Meister fördert doch das Haus!

Warum habt Ihr's denn angenommen?
Ich geb' Euch ja das Geld voraus;
Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."
Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muß ein rechter Eh'mann sein!
Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn;
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man sieht's ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Maurer müßig stehn?
Denn leider pflegt's so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrießen.
Jetzt öffnet sie den Mund; nun wird sich's zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schrein,
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen;
Wofür verbaut' ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebt's nicht auf der Welt.
Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt),
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben.
Allein man merk' es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken
Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg jetzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt' ein Dorn die todte Frau in's Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör' ich Viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,

Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wol gewesen sein?
Das Letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie zum zweitenmal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von Neuem das Geleite
Und ging gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harten Bauersleute.
Allein sobald er nur die Hecke wieder sah,
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände.
Er rang mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah'!

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm red'te,
So fragt' er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab' ich meine ganze Kasse;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stück.
Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fing drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er Vielen dienen kann.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sei dir dein Glück beschert!
Er nahm die Reise vor und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fing unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann.
Allein der Berg ist steil; o, wär' er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling in's Gesichte.
O, dacht' er, weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.
Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief Einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt;
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig' leer, und steig' beherzt, und gieb dir alle Müh';
Denn unser Glück verdienet sie.
Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach, Himmel! ach, es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja ja, er mag es überlegen.
Steig', sagt' ihm sein Verstand, bemüh' dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr' in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh' etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn und schien sich stets zu matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andern Male;
Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt
Und sehn darauf nach ihren Lüsten
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück,
Und, auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
Vor großem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sah's und lachte:
Wer, sprach er, würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh' den ganzen Tag und stoß' an keinen Stein.
Schweig', rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte —
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte, —
Cotill ging also vor die Stadt
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging und schlug im Gehen oft ein Rad.
O, schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen;
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dies Alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vor's Thor hinaus;
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.
Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fing endlich Einer an zu fluchen.
Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!
Er sagt' es kaum, als er's schon that.
Nun, sprach er, seh' ich wol, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte;
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der Dritte
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In Kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder
Und lobt' ihn endlich öffentlich.

Nimm Alles vor, es sei so toll es will;
Heiß' Anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beifall ist drum nicht verloren.
Sei nur beherzt und spare keinen Fleiß!
Ein Thor find't allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiß.

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward jetzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durch's Schwert davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende
Und wünschte, daß er noch beim König Gnade fände.
Besonders ging sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah'.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ist's nicht ewig schade?
Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht
Und was für Augen hat er nicht!
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf' ist in der That zu groß.
Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
Ich bitt' ihn frei; ich will ihn nehmen."
Sie lief und schrie und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fing drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenk' ich dir das Leben.
Johann erschrak und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, Euer Dienst ist groß;
Allein, es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen;
Ich seh's Euch an! Was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte
Und, wie die Eltern ganz wol sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte war von Herzen froh
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O, hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast Alle durchgelesen;
Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag' Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.
Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schließen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich soll's nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wol meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bei dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O, denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dies noch sprach, trat Fiekchen selbst herein
Und trug ein Essen auf. Was? fing sie an zu schrein,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
Nein, vierzehn Jahr' und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht frein?"
Das weiß ich nicht; doch nein, ich will's nur sagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wol selbst junge Mädchen sein;
Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen beid' an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach, Bruder, sprach der kleine Bube,
Was meinst du, ist das Loch wol tief?
Ich hätte Lust — „Was? Lust, hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen sein.
Versuch' es nicht und spring' hinein,
Du könntest dich um's Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wol erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
Und kindisch Schnee und Eis durchwaten.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein,
So hast du's da erst auszubaden."
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?"
Und kurz und gut, er sprang hinein
Und ließ sich's wohl in seiner Grube sein;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Thon als wir,
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse;
Uns Armen ist die Thorheit süße,

Doch ihnen ekelt nur dafür.
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen Andre sehn
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.
„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hört's ja wol, er hat nicht solche Gaben,
Wie der verstorbne Herr."
— Der Amtmann widerspricht,
Der Suprindent ermahnt; umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil Alle steif auf ihrem Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!
Man öffnet den Befehl, und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.
Der Suprindent fing an die Bauern zu erbaun
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind' und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,

Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr Alle seid!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagt's, wollt ihr, oder nicht? denn jetzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freier.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwei, versetzte Jener, sagen;
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.
Die Erste hat nebst einem Rittersitze
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön und kann vortrefflich singen
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die Andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben
Und von den Künsten nichts, die Jene kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thät'st du wol, wenn dich die Erste haben wollte?
Ach, fing der Freier an, wenn dies geschehen sollte,
So spräch' ich zu der Ersten „Nein",
Um dadurch bald der Andern werth zu sein.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,

Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm red'te,
Und Mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn' ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben.

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mir's ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab' ich nicht gethan.
O, bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weiß ich, was ich thu';
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu
Und sah durch's Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das Alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen;
So viel ihr uns davon erzählt,
So wett' ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube
Und that auf seinen Leib dem Einen ein Gebot.
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh' er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

Herr, schrie der andre Delinquent,
Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen:
Drei Gulden. Bin ich todt, so schneidet, wie Ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hatt' er noch das Geld empfangen,
So rief der witz'ge Delinquent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen könnt!
Ich werd' in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist in einer weißen Tracht
Vor einer Frau im Bette sehen
Und hieß sie freundlich mit sich gehen
Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab und wirf es auf den Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden sein.
Die Frau fand zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheid ein.
Nun, die muß recht beherzt gewesen sein!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.
Der Frau verschlug das nichts; sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bei sich selbst, bei Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;

Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wol.
O, seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O, wenn sie doch dasmal nicht red'te
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn Alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dies ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wol machen?
Beständig tändeln, ewig lachen
Und stets nach den Verehrern sehn?
Das wäre ja nicht auszustehn!
Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft und musterte das Haar
Und besserte, wo nicht das Mind'ste fehlte.
Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte.
„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
Ich geb' es zu, Ihr seid sehr schön;
Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
Verräth ein gar zu eitles Wesen."
Herr Autor, sprach sie, der Ihr seid,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen
Und gern im Spiegel sehn, ist Beides Eitelkeit.

Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bei Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stand neulich traurig auf. Freund, geht dir dies nicht nah'
Daß viele Kluge darben müssen,
Blos weil sie mehr als Andre wissen

Und, zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Prahlerei und Wind,
Nicht knechtisch g'nug zu Schmeichlern sind?
O Freund, bedaure doch Alcesten,
Ihn, den jetzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht und hört dein Ach;
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen,
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beizustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dir's künftig gehen?
Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch' bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fing schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damon's Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.
Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.
In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er in's Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten;
Alcest erschrickt. „Gott, was soll das bedeuten!?"
Er tritt herein, und seht, man bahrt den Damon auf!
Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?

Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir Alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrießen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an
Und eilte zu des Charon's Kahn.
Willkommen! fing der Fährmann an,
Indem er sich auf's Ruder lehnte
Und bei dem Wort Willkommen! herzlich gähnte,
Wer seid Ihr denn, mein lieber Mann?
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten.
Indem er noch vor Charon's Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern red'te
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seid Ihr? auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene.
Ich habe nichts als mich studirt,
Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh' und Andrer Ruh' zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab' ich's doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.
Der Polyhistor hört's und lacht
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum Einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten Eurer Art,
Die stolze Polyhistors waren,
Hab' ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach.
Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall' ich recht in's Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.
Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied; sie gingen stolz vorbei.
Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwei Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am Liebsten ist. Führ' Er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel auf's Rechnen und auf's Schreiben,
Dies laß Er sie fein fleißig treiben.
Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl ein
Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein Er wird mich wol verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:

Dies macht bei aller Welt gelitten
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll' Er also meine Bitten!
Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein.
Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wol Mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' jetzt verdient als Staatsmann seinen Orden;
Wol Mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.
Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.
Nun war ein Jahr vorbei. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für Seine Mühe sein?
„Ich fordre dreißig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nutzen ihn ja durch ihr ganzes Leben;
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gulden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren
Erschienen einst vor Charon's Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor Kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwa dein Galan?
Ich möcht' es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seid verliebt gewesen?
Gesteht mir's, eher fahr' ich nicht.
Mein Herr, was will Er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein;
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen sein?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es Ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich bei meinem hohen Stand,
Dank sei's der Tugend und den Büchern,
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch' ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht:
Verschon' er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.
Ich, sprach sie, will's aufrichtig sagen,
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
Und that, als wollte mich's verdrießen;

Doch in der That verdroß mich's nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich red'te,
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;
Im Herzen aber war mir's lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überschleichen
Und floh geschwind und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab' ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.
Gut, fing der Fährmann an, gleich wird sich's offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
Sobald ich meinen Kahn bewegt,
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wir's sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hans Nord.

Ein Mann, der sich auf Vielerlei verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein,
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen.
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
Um zehn Uhr durch den Hals hinein;
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.
Nun ging das Blatt durch alle Gassen,
„In einen Krug? Was? ras't der Mann?
Das soll er mir wol bleiben lassen.
Mit einem Wort, es geht nicht an,
Der dümmste Kopf muß das verstehen;
Allein acht Groschen wag' ich dran.
Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, Einer riß den Andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,

Gesetzt, dies könnte möglich sein,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune schlagen.
Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wol leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wol ein Hans Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bei sich hat:
Er will die ganze Welt durch Goldtinktur curiren,
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren,
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren,
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren,
Er lehrt dich ohne Müh' sinnreich poetisiren,
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst und kaufst und liest,
Was denn? — daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielt's für schön, der Jüngling aber nicht
Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten Schritt für Schritt
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der Autor des Gedichtes wäre.
Wie, sprach der Autor ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?

Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab' ich der Kunst schon nachgedacht;
Und kurz, was würden Sie wol sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?
Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu sein.

Alcest.

Durch Unglück mehr als durch Versehn
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beizustehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
Wagt's, seine Freiheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treu'sten Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.
Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freiheit wieder kriegen.
Bestürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O Gott, was hab' ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur, allein kein Bösewicht.
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von Euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!
Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe
Und ward mit einem Mal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth.

Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen sein:
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befrein?
Der Jüngling weint.
Hör' an, ich habe viel Vermögen
Und eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein,
Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam sein?
So habe sie und meinen ganzen Segen.
Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar,
Und o, wie glücklich ward dies Paar!
Jetzt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befrein.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch' freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben sein.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, ging Tullius entzücket
Jetzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er ging zurück nach Rom und theilte zum Voraus
Im Namen Rom's sich die Belohnung aus.
Wer ist wol jetzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht' er, nennt man jetzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt,
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. —
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.
Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief Einer unter ihnen.
Ja, ja, er ist's; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie steht's in Rom? wann reisten Sie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt' ich daher kommen!

Ich komm' aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Versetzt' ein Andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm' ich als Quästor wieder."
Ja, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
Er kömmt daher; verlaßt euch auf mein Wort.
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

Du, der du denkst, daß Alle von dir wissen,
Von dir jetzt Alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst:
Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen
Und dich und deine Thaten nennen,
Weiß oft kaum Einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu' dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.
Ihn zu besingen, wähl' ich Einen,
Und, von der Nachwelt hochgeschätzt,
Leb' Amyant und habe Keinen,
Den man ihm an die Seite setzt.
Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht,
So denk' er sein, und ganzen Schaaren
Lock' er die Thränen in's Gesicht.
Zu ihm, dem treu'sten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes Weib für mich.
Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand und Reiz und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.
Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis' und halt' um Wilhelminen
Für mich bei ihren Eltern an.
Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein;
Geschäfte kann ich stets verwalten,
Allein nicht stets dir nützlich sein.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er that's, eh' noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber nah' um London an.
Ach, sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt' Euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab' Euch ja kein Leids gethan
Und wollt' Euch gern, was Ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab' ich nichts bei mir.
Ich geh' jetzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben,
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit Euch, so wahr Gott über mir!
Gut, fing er an, du hast geschworen;
Ich glaube dir's. Geh' fort! Ich wünsche dir viel Glück.
In Kurzem kam der Wandersmann zurück;
Ach, sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! Ihr habt's doch wol verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch — welch' ein Glück!
Und diese bring' ich Euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.
Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet Euer Geld, weil Ihr so ehrlich seid.
So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dir's denn nicht bekannt?
Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
Bedenke die verfluchte List,
Man strebt nach dem, was dir am Liebsten ist:
Man will dir deine Frau entführen.
In dieser Nacht noch soll's geschehn.
Unglücklicher! was willst du machen?
Laß doch geschwind das Haus bewachen.
Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
Und ich will augenblicklich gehn,
Den Garten und den Hof verschließen."
Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen,
So laß die Thüren offen stehn.

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ist's möglich, seid ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
„Ja, nach der Männer ihren Klagen
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Qual der Ehen Schuld;
Doch wenn bald nach den Hochzeitstagen
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie frein.
Wie können wir da lange zärtlich sein?"
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt' jetzt ein besser Schicksal haben
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Du wünschest dir mit Angst ein Glück
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kömmt gewiß ein günst'ger Augenblick;
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen,
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O und Ach
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach,

Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte, —
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wol das Reden gar verschworen;
Ich wett', er ist ein Narr und weiß nicht, was er will.
Das dächt' ich nicht, zischt der ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathene Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt' ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika,
So sauer auch die liebe Mutter sah.
Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelass'ne Sohn war also ein Soldat,
Und dies war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiser war als der, den er vernünftig schlug.
Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen;
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wol den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh' vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn in's Zuchthaus bringen?

Ich dachte gar! Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt' ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz (denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?)
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.
Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht."
Auch da nicht, wenn ich's Euch befehle?
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht.
Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dies sind Sie, sprach der Greis; ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt wag' ich's zu Gottes Ehre.
Thor! rief der Prinz, wie, wenn nun Keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß Keiner ist, belehre?
„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun;
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tausend sein.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!"

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Fröhlichkeit.

Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bei dem Spiel,
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch' eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb' und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
Will abwärts mit der Heerde treiben
Und treibt nur mehr an's Ufer hin.
Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit,
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
So geh' und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr' ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt' er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
Die mich entzückt, in seinen Schooß begraben?"
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.
Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht' ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!" —
Doch welch' Entsetzen! Seine Schöne,

Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Partei,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt:
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?
So? fielen hier die Andern ein,
Wo wird denn euer Honig sein,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies schadet unserm Werthe nicht;
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.
Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am Treu'sten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch' verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einstens nach verlorner Schlacht
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an
Und ward von diesem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch Beider Tod war nah':
Ach! fing der Reitknecht an,
Werd', ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.
Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an:
„Warum habt Ihr denn alles dies gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu sein.
O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' Euch, laßt's Euch nicht verdrießen,
Ich sag' es Euch auf mein Gewissen:
Der Reitknecht als ein schlechter Mann
Hat wirklich mehr als Ihr gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarienvogel hören
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge
Und quälte sich, den angebornen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,

Und trug nach vieler Müh' zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.
O, sprach die Nachtigall, die lang' ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich fein gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen
Und äfft ihn nach und muß ihm weichen
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht in's Holz, wie ich gemerket habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von Weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab,
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.
Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu und klagt ihm seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn' ich stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht.
Ich lief, ich schlug, und doch half weder Schlag noch Flucht."
Fritz, hub der Vater an, du hast's nicht recht versucht.
Geh' ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet sein;

Und trittst du einst gleich mir in's große Leben ein
Und wirst um dich viel kleine Feind' erblicken,
So achte nicht auf ihre Tücken!
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?
Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin, und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief; kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.
Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!
Er fliegt und ruft noch: Merk' es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?
Die Freundin, sprach er, ging mir nah',
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sein, kam ich geflogen;
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist?
Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn!
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah' der Fall dem Sichern ist!

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sah's mit scheelem Blicke
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht blos ein ferner Zeuge sein.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrath! Ja, gewiß,
So reif, Herr Sperling, und so süß
(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben)
War, was nun auch der Winzer spricht,
Der Wein seit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O, sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin!
Willst du der Frucht in Ruh' genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig' und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.
Sie thut's und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wert, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
Warum mir's jetzt nicht schmecken will;
Die Trauben sind ja reif. Doch still!
Der Winzer läßt sich wieder hören.
Drum weißt du, was ich machen will?
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
Komm mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit, und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle Beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam
Und das geprief'ne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern' ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beim Eintritt bald Crispinen
Und bald die Seinen seitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.
„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
O reden Sie! Wir sind allein.
Was giebt's?" Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.
O lern' doch, unvorsicht'ge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreit,
Von Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!
Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt,
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr jetzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damon's Freuden
Frei im Gemach ihr Lied oft sang
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang,
Saß jetzt dem Spiegel gegenüber
Und sang und sah ihr eignes Bild
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über
Und bildete zu ihrer Pein
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.
Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh',
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb' und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sei, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb' erwählt.
Das Glück bot Alles auf, was je der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon jetzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein,
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu sein,
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn,
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht,
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stand auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?
Vielleicht, versetzt' darauf die Liebe,
Rühr' ich sein Herz durch stärkre Triebe.
Er soll Serinen sehn; ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtig's Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene,
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.

Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär' ihr Herz erst mein,
Wie glücklich würd' ich dann nicht sein!
O Liebe, lehre mich, dies Herz mir zu verdienen
Und sprich: wodurch besieg' ich einst Serinen?"
Sei, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such' deine Lust in stillern Freuden,
Sei gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon still're Freuden,
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör
Und ward die Seele seiner Freuden.
Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sei ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wol der Armuth Qual versüßen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnon's Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr an's Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts als sein treues Weib, im widrigsten Geschick
Sein Beistand und auch stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb' entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Ging' ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser sein,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm, mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein."

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen,
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe,
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff' erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut und rückte die Perrücke,
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch haariges Gesicht
In einer struppigen Perrücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff' erbittert an,
Pfui, Spiegel, wie du lügst! Was hab' ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an
Und zeigt jetzt keinen Affen weiter.
Das dacht' ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!
Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt' es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral
(Er war gelehrt) sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit
Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb wie sich und wol noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!

Durch eine Spötterei hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu sein.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treu'sten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles Das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, jetzt aber todt in ihren Armen hielt
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam: doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War Alles, was sie that, und ein entsetzlich Ach
War Alles, was sie trostlos sprach.
Dies trieb sie länger noch als vier und zwanzig Stunden.
  Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.
  Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in Kurzem zu vollenden,
Und Stephan stand in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobald's den Stephan sah
Ach Himmel! ach, das ist er. Ja,
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, Aehnlicher's kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.
  Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
In's zweite Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein
Und suchte Ruh' in Schmerz und Pein
Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu sein,

Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wol mehr von einer Frau begehren?
So saß Dorinde viele Wochen
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute war's nach so viel bangen Wochen
Das erste Mal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
Ein schöner Herr, fast wie der sel'ge Mann;
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,
Das er mir nicht vertrauen kann."
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram.
Denn ach! kein Wunder wär's —
„Dies geht nicht an, Madam;
Er hat Sie schon, indem er angekommen,
An Ihrem Fenster wahrgenommen.
Sie müssen mit herunter kommen;
Der fremde Herr ruht eher nicht.
Er hat was Wicht'ges anzubringen,
Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!"
Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich seither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es sein? ein Freier?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht; der Fremde geht noch nicht.
Soll er denn gar ihr Gast zu sein begehren?
Dorinde kömmt, und zwar allein;
Sie wird sich wol einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen:
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend sein.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bin's zufrieden."
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins und ruft Dorinden

In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sich's klagen!
Es ist kein hartes Fischholz da.
Soll ich das Bild herunter tragen,
Es ist hart Holz, und es zerschlagen?"
Das Bild? Nein, nein — doch — thu's nur. Ja. —
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„Allein das Bild ist schwer, ich kann's allein nicht tragen;
Zum Fenster ging es wol heraus."
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen.
Das Fenster öffnet sich, und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O, daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That sieht's jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh',
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen,
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach' auf, schreit er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befrein;
Sieh' erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, Eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von Beiden an.
„Allein die Scheere, sollt' ich glauben,
Die könnten Sie mir wol erlauben?"
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh' niemals als dein Spielwerk an.
Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab' ich lange nicht so lieb,
So ließ' ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer' ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dies nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
Und also werd' ich's immer wagen,
Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär' es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich blos an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd' ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freilich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprach's und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,

Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am Liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler Tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien,
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.
Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend blos darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern Schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärin, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seid?
Nicht liegt's an Luft und Milch und nicht an Obst und Magen;
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns in Hitz' und Frost durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen,
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil Alle seiner müde waren.
Er floh zum Zeus und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
Du dauerst mich. Komm, hüpf' auf meine Schwingen!
Ich hoffe dich gut anzubringen.
Komm, Paphos sei dein Aufenthalt!"
Schnell bracht' er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fing er an,
Schickt Ihnen Zeus den angenehmsten Mann,
Der schärfer als Sie sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wol gern?

Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär', ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ er's lieber sein.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen
Und rief den Priester in sein Haus
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durft' er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt' ihn jetzt verlassen.
Ach! bet' Er, sprach der Greis, Gott wird's zu Herzen fassen;
Und komm' ich von dem Lager auf,
So geb' ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester ward geruft. Ich weiß wol, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst gered't, wenn Er's gleich nicht mehr weiß.
Hier seh' Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig' Ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescheerte,
So hab' ich ein Gelübd' gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt' ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab' ich, glaub' Er mir's, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen,
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweidrittel stehen;
Da les' Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Testament.

Sohn, fing der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief' ich jetzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth und wirst es sein.
Hier hast du meinen letzten Willen;
Sobald du mich in's Grab gebracht,
So brich ihn auf und such' ihn zu erfüllen,
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dies, so will ich freudig sterben.
Der Vater starb, und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf
Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz' ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?
Und bist du weiser als am Morgen?
Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt' ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht' ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein, das Glück, der Welt genützt zu haben.
Drum sei vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.
So dacht' ich, liebster Sohn, so sucht' ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu sein.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis in's Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab;

Doch daß die Männer bis in's Grab
So manche gute Gattin plagen,
Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch' Spottgedicht;
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavin spricht,
Wie selten straft dies ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann;
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau;
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dies manche Frau!
Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar!
Und dennoch ist's nicht selten wahr.
Drum Männer, les't ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt,
So legt's nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seid ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ich's vielleicht wol gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thut's auch Crispine.

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch Viele wollten lieber sagen,

Der Zorn hätt' ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.
Genug er starb und ward, weil er's so haben wollte,
Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau in's Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und Niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit mehr als zu oft geschehn.
Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Kein's wollte mehr zum Morgenläuten gehn
Denn allemal ließ sich Crispine sehn
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.
Der Küster wagt's den neunten Tag
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreimal erst das Kreuz und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh' der Sel'gen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?"
Nichts, fing die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es sein.
Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb' und Treue;
Der Tod, der sie getrennt, vereinte Beid' auf's Neue."
Nun wird die Frau doch ruhig sein?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr und mit noch bängern Mienen
Und lief dem guten Küster nach
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein, ein unvernehmlich Ach,
Dies war es Alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?
Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt!
Ihr Todtengräber seid nicht werth — —
Der Sarg ward umgekehrt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht;

Und ist er's ja, wie mancher Spötter spricht,
So ist er's doch im Grabe nicht.
Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht die Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang' ich's an, um mich empor zu schwingen?
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fing er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, so viel ich weiß.
Seid tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh' und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war.
Seid weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu Beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft."
Gut, sprach der Greis, wollt Ihr ein leicht'res wählen,
So seid ein Narr; auch Narren steigen oft.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß Jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen
Und gab dazu noch Jedem das Versprechen,
Ihm, würd' er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die Meisten sich vor dieser Reise scheuten,
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten,
Und Jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch Alle waren eins, daß man gehorchen müßte.
Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr Viele reisten nur im Geist
Und überred'ten sich, als hätten sie gereist.
Noch Andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte,
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr Viele fingen an zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sei nun genug geschehn.
Noch Andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder
Und reisten unter Furcht und Qual,
Behängten sich mit schweren Bürden
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt
Und siech und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Amtes werth;

Sie reisten nie auf Kosten des Regenten.
Doch Jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör' ich Manchen klagen,
Ist nicht dies Märchen ausgedacht;
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wol so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dies sind unsinnige Geschöpfe
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh' doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sei Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands
Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands.
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke;
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke;
Denn war Monime schön, so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt, und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.
Ein Prinz aus Pontus ist's, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht: zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz, fing sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend;
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn;
Sei tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!

Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.
O welch ein seltnes Glück: von niederm Blut entstehn
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück, wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?
Mithridat hofft Rom noch zu besiegen,
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt, zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach; sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh' dies der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
Die für entriss'ne Ruh' mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt und weigert sich der so betrübten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
Sogar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er als Prinz Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Khan fing an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat und schwur,

Daß jede Frau von Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn,
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang' erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die Meisten fingen an, dem Khan den Tod zu schwören.
Einst, als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam mit dem Degen in der Hand
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör' auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug' es selbst und säug' es mir zur Lust;
Deswegen hab' ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.
Der gute Tartarfürst erschrak
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenn's ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.
Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neid'scher Feinde List
Und strenger Eltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war nach langer Jahre Müh'
Nun glücklicher als er und sie?
Denn was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dies kein Glück zu nennen,
So muß gar keins auf Erden sein.
Hier wett' ich wol, daß Mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;

Denn wär' die Lieb' ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erles'nes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub' es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie Viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.
Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll jetzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.
Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach Eines, was das Andre sprach,
Dem Andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.
Er stieg nunmehr in's Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör' ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring' meinen Mann gesund zurücke!
Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd' ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen,
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß wider sein gegebnes Wort
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh' er sie wiedersäh' und küßte.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging jetzund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.
Sie red'ten. Und wovon? Erräthst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht,
So bist du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig' es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris' Wünsche waren!

Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die Andern schreib' ich nicht.
Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft red'te
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft red'te
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum Voraus die Armen speisen ließ
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte
Und den Gefangnen Hilfe schickte;
Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft that
Und in ihr Glück vertieft an's Ufer näher trat,
Fing ihre Freundin an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen! Wie, wenn's voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag' es dir, ich hab's zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen,
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald niederkommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter sein;
Dann bind' ich dir drei Schnuren Perlen ein.
Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fing Jene wieder an;
Doch wie erschraken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
Wer weiß, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Eltern einz'ger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunknen Freude
Jetzt die verlebten Alten beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten?
Gott geb' es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?

Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh' er noch starb, das arme Weib erwähnt!
Doch, Freundin, komm' von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundin sah ihn an und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.
Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht und fällt auf ihren Gatten nieder
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundin wieder
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,
Und Niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um Andre sich zu quälen!
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen!
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen
Und heißt die Menschenlieb' in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Erast.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war als er und Keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bei seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Erasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzig tausend Thalern ein.
Der Vetter, der die Stadt recht giftig überred'te,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fing einen Streit um dies Vermögen an

Und lief, von Neid und Geiz durchdrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen,
So siegten sie doch diesmal nicht.
Erast gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht,
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk' ich dir, um dich zu widerlegen;
Zwei tausend Thaler sollen mein,
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen sein.
Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ich's meinen Lesern an),
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann, —
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.
Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß, so fiel mir jähling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wol die frömmste Seele sein?
In den Gedanken schlief ich ein
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir, das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, sobald er dies gethan,
Ein sanfter, kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heil'gem Glanze stehen.
Fang' an, sprach er, die Kirche durchzugehen!
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich ging, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sacristei
Einmal und noch einmal vorbei,
Weil es mir schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist
Und ward einmal, allein ganz kalt geküßt.
Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und Alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant
Und küßte mir zur Noth die Hand.
Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn:
Sie sahn mich an und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
Und ungeküßt mußt' ich von dannen gehn.
Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel' weiße Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt' es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich in einem schlechten Kleide
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
Und eh' ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
So fühlt' ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es und erwachte.

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren Beide jung, und bei dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.

Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war Beider Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bei einem Herrn mit ihnen,
Und Jeder wünscht' allein ihr Herz sich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.
Ich lieb' Euch, sprach sie oft, und Einer sei mein Mann;
Allein ich wähle nicht, um Keinen zu betrüben;
Vergleicht Euch, und alsdann will ich nur Einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für Beide stets zu schwer!
Denn Jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte;
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit
Besaß ein Jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang' ihn nicht sein Freund selbst überred'te,
Er ihn gekränkt und sie dem Freund entzogen hätte.
So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück Jeglicher des Andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinen machten, an,
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.
Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu' und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und Jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam; hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Blos weil er ungebildet blieb.

Rhynsolt und Lucia.

Umsonst wandt' Rhynsolt Alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.
Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt' es der Brunst, die Rhynsolt's Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Eh'mann ein
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein was ist denn sein Verbrechen?
Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu sein,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sei;
Er überführet ihn der Landsverrätherei
Durch Briefe, die er nie geschrieben,
Und morgen eilt sein Todestag herbei.
Sein Weib wirft sich zu Rhynsolt's Füßen
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem jetzt Thränen schießen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll,
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Gluth auf's Neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sag's nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!
Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb' und Verzweiflung spricht aus Beiden.
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befrein?
Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
Vergess' ich nicht noch heute meiner Pflichten,

So wirst du morgen nicht mehr sein.
Willst du die Schande mir verzeihn,
Nun, so gebeut!" — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten, erdulden?
Ach, liebstes Weib, ich bin zu schwach!
Befreist du mich durch deine Schmach,
So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
Und doch — O Gott, was soll ich nun erdulden?"
Der Morgen kömmt, und Lucia,
Die Danvelt's Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Jetzt aber, fängt er lächelnd an,
Jetzt kannst du deinen lieben Mann
Nach deinem Wunsch aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann,
So hab' ich das zugleich gethan,
Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht.
Sie flieht, mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.
Sie steht erstarrt; kein Ach erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt,
So laß, o Karl, dich jetzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu sein.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen!
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!

Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.
Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dies Weib? spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein,
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet sein.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bei.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen,
Doch dies beweist nicht deine Treu';
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib' ihr alle dein Vermögen!
Er thut's. Sieh', Lucia, fing drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
Räch' ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an und wählen.
Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt Ihr mir altem Mann noch eine Lieb' erweisen,
So fahrt (ich bin zu schwach, sonst würd' ich mit Euch reisen)
Auf's Dorf und laßt Euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Eh'weib, gab, ganz still zusammengeben!
Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden
Und kam jetzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb' und Lenz in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten!
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist!
Schieß' her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß' her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wol seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?"
„Ich that's, weil mir's zur Reise nöthig schien."
„Ich habe dir's doch nicht befohlen?"
„Nein, Herr!" Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Jetzt der Unseligste der Welt.
O, dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind! —
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt' ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenn's möglich ist, o, so verfluch' nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann —
Man traf ihn neben ihr durch's Schwert getödtet an.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen!
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.
Schon gut! rief Velten, eile nur!
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.
Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O, dürft' ich's nur bei Nachtzeit wagen,
Ich wollte dir's wol anders sagen!
Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah' an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.
Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephen's Zeit geschehn,
Bei Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid' und Kälber ausgespieen?
Das, was der Drach' im Großen heißt,
Nenn' ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
So sind sie wol kein guter Geist.
Nein, Kunz, nein sag' ich! nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wüthend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!
Ein Irrwisch muß was anders sein.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?

V. Ich nenn' ihn Irrwisch. K. Ist's erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißt's, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.
K. Schweig', Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab' es auf der Wanderschaft
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.
So stritten sie noch lange Zeit,
Jetzt um die Sach', jetzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Beurtheilungen

einiger Fabeln

aus den „Belustigungen“.

Beurtheilungen

einiger Fabeln aus den „Belustigungen"*).

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meinung bin, so will ich drei derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen und sich nicht sofort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darin begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche sein, weil ich dieses Stück zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

Bei manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damon's Lerche, froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgenlied
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

---

*) Gellert'sche Fabeln erschienen zuerst in der Monatsschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes"; als aber Gellert 1746 das erste und 1748 das zweite Buch Fabeln herausgab, nahm er von jenen nur fünf (der Hund, das Pferd und die Bremse, Damötas und Phyllis, das Heupferd, die Biene und die Henne), und auch diese nur in umgearbeiteter Form auf. Einen Theil der übrigen, in den „Belustigungen" veröffentlichten, veränderte er später ebenfalls und gab sie (in der veränderten Gestalt) mit einigen neuen 1756 in der „Sammlung vermischter Schriften" heraus. Diese bilden nebst den in den „Lehrgedichten und Erzählungen" von ihm 1754 veröffentlichten, theilweise völlig veränderten, das sogenannte dritte Buch der Fabeln. Anm. d. Herausg.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beim Füttern an,
So daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreimal mehr.

Auch Vögeln ist die Freiheit lieber
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damon's großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst und meint dabei,
Daß dieses Bild die Schwester sei.

Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen,
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meint die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh';
Stets singt das Echo so wie sie.

Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden;
Sie singt und will zu ihrer Pein
Eh' sterben, als nicht überwinden,
Eh' siegen, als am Leben sein.
Sie singt, allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht und thut es nach.

Drauf schießt sie bei dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerin,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundin hin

Und stößt sich in der Raserei
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwei.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O, spricht er, da er nachgedacht,
O, kämen die in *eine* Grube,
Die Ehr' und Schatten umgebracht:
So würdest du wol manchem Held
Und manchem Weisen beigesellt!

Zuerst will ich die *Handlung* ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bei dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt und sich den Kopf zerstößt.

Die *Moral*. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in *eine* Grube kämen, so müßtest du bei manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung, an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, insoweit sie selten, unerwartet und doch wahrscheinlich und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist; betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann Beides in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sei ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist Alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert, so findet der Ehrsüchtige immer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral, oder sie scheint ein Körper zu sein, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen

ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich jetzt ebenso wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist Alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer sein? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das Erste deswegen, damit sie Damon heraus lassen kann, und das Andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frei sitzen und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frei im Zimmer sein und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beinahe die drei ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Kritiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größtentheils schließen. Sie ist weitschweifig und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer und ermüden. Sie enthalten nichts als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freiwillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlangt werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freien Versen erzählt ist, machen und sie in das Versmaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen; daß dieser Gedanke in einer längeren Zeile gesagt sein will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr

so natürlich oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeigehen angebrachten Spötterei, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bei manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüssiges Beiwort. „Die Lerche sang bei manches Morgens hellem Schimmer, froh bemüht, dem lieben Wirth ein Morgenlied." Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu sein, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am Stärksten singen; man denkt dabei an das Abendlied. „Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durchdrang." Klang, unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich oder wider die Grammatik und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es Beides nicht wäre, so ist es doch überflüssig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweite Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen das Thürchen nicht beim Füttern an." Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser: er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So daß sie aus dem Bauer fliegen und in der Stube flattern kann." Das „so daß" ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weiß ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen sein. Ein Umstand ist überflüssig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck sein, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr, so sang sie itzt noch dreimal mehr." Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreimal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freiheit lieber als Kerker, welche Gold umzieht." Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freiheit nicht gut. Es sollte Sklaverei heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damon's großer Spiegel. Wozu Damon's? Kann der Spiegel Jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beiwort. „Sie sieht sich selbst und meint dabei, daß dieses Bild die Schwester sei." Meint dabei, gezwungen und gereimt. Dieses Bild, was für ein Bild? Es ist ja noch keines dagewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie jetzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts Artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stutzt und regt," vermuthlich bewegt, „die kleinen Schwingen." Klein, ist hier ein sehr überflüssiges Beiwort. Bald will sie fort; wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wol heißen: Bald will sie auffliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit einem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zurück." Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint gereimt zu sein. Aus dem gewölbten Saal; ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davonfliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwo Minuten stören." Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren Geist." Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meint die Schwester selbst zu hören." Die Schwester; weg damit! Selbst ist überflüssig und nur des Versmaßes wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weist." Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig sein; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen in den Wettstreit ein." Drauf ist kurz vorher dagewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte und verursacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme." Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu sein. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht, sie trillert, mengt und paart der hellen Kehle starke

Stimme auf hundert und auf tausend Art." Diese drei Verse betrügen auf den ersten Anblick und scheinen harmonisch zu sein. Sie zieht und trillert; gehen diese Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wol nicht sein. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wol gemenget werden können, und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art gar nicht gefallen. Man sagt „auf hunderttausend oder tausenderlei Art" im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Stil redet.

Le stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden, ist gezwungen gesagt. Es soll heißen: Dennoch fährt sie herzhaft fort Sie singt und will zu ihrer Pein eh' sterben, als nicht überwinden, eh' siegen, als am Leben sein. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd gered't. Dem einzelnen Worte, singen, sollte nicht die Redensart entgegengesetzt stehen, am Leben sein, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und sein wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklave, und der Poet der Herr.

La rime est une esclave, et ne doit qu'obéir.

„Sie singt, allein zu ihrer Schmach." Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf oder so etwas. „Das Echo wacht;" wacht ist unnatürlich. „Und thut es nach;" thut, ist platt; warum nicht spricht, singt u. dgl.?

Achte Strophe. „Drauf schießt sie bei dem letzten Zuge, die so bethörte Sängerin, mit aufgebrachtem schnellen Fluge nach der verhaßten Freundin hin." Drauf, schon wieder! Bei dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerin; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wol nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundin, ist langweilig und, wie das hin, nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundin von ihr? Sie sah sie ja jetzt zum ersten Male. Das Oxymoron,

verhaßte Freundin, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Raserei am Spiegel Kopf und Hirn entzwei." In der Raserei; wer wird dies von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tiger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwei. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf und auch das Gehirn entzwei stoßen? Ich dächte, das Erste wäre genug gewesen? Das Gehirn ist unnöthig und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwei stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus der Stube." Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O, sprichter, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O, kämen die in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu sein. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? das ist nicht wahrscheinlich. Genug, er sagt: „O, kämen die in eine Grube, die Ehr' und Schatten umgebracht, so würdest du wol manchem Held und manchem Weisen beigesellt." Was bedeutet Schatten: Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweideutig. Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beigesellt, lieber zugesellt, wiewol auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral, aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeigehen anbringen, und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt sein.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte kritisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich sein, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilt. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis sein, daß ich sie, aus Hochachtung für das Publikum und den

Geschmack, nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehilfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und, außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder List noch Feind
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bei dem Spiel,
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.

Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freien Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben
Und treibt nur mehr an's Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;
Halb stolze, halb verschämte Mienen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend g'nug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz, sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.

Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun!

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh'.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben!
O, spare Seufzer, Wunsch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Widerhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis' Ruh';
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weiß sein Glück kaum g'nug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O, welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.

O Fabel! meinst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug' und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bei dem Neptun um sie an und bekömmt sie. Dies sind die Hauptheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Die Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug in's Auge fallen, jedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit, aber auch nach der Hauptsache. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von der Begebenheit sein, wie er die Sirene erblickte und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön, so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut sein, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorging, nicht befohlen wurde und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant*)

Die zweite Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja, aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich sein, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bei der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am Meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redete, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 180.

desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender sein als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern, würde aus der Materie selbst entsprossen sein und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beiden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung anstatt der ernsthaften Miene, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen sein, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten, so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'esprit semés de temps en temps pétillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, répondent au milieu;
Que d'un art délicat les pièces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties*.)

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks und von der kleinen Fabel sowol als von der größern; ja, von der kleinen um desto mehr, je geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon lange von Andern ist getadelt worden.**)

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttin war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bei unsrer Liebe sehr übereilt; wir sehen auf den äußerlichen Reiz und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von

---

*) Ebend. V. 175.

**) Der Engländer Denis (S. Select Fables by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possest of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life;
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste sein, die am Natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es sein mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen, entweder weil es zu wahr ist, oder weil es ebenso wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu sein. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beilager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste sein, nämlich, daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freie und Natürliche im Erzählen vernachlässiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der goldnen Zeit, ein Thyrsis im Arkaderlande;" die zweite Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön sein soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wol in Arkadien viele Thyrsis geben; nun, so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dies steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bei dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit." Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben sein und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort sein. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war sein Gehilfe u. s. w." Diese vier Zeilen und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das sein und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht, so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß

ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeigehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut sein, so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüssig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüssig und zu lang.

— Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur —

sagt Horaz*) vom Lucil, wenn er wieder aufstehen und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch Feind." Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte;" ist wenig gesagt. „Er wünschte nichts, als was er hatte." Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers gewesen sein, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und Freund." Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am Meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr sein könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beste Schöne." Das Beiwort beste ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit nie gefühlter Lust gewahr." Mit nie gefühlter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er je empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen und nie so viel bei ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweideutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freien Sinn, anstatt seine Freiheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen Blick und Zug, die schmachtend voller Wollust brannten, sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug." Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwei. Sagt man: Doris hat zwei schöne blaue Augen? Kann sie derselben wol mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen; ja, das spricht man.

---

*) L. I. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade et rebutant:
L'esprit rassasié le rejette à l'instant.

Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wol nicht viel dabei gedacht haben, sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke sein.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément.*)

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — „Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug." Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie sogleich Streiter. „Halb stolze, halb verschämte Mienen, in denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu begegnen schienen." Welches Gemälde der Mienen! Halb stolz, halb verschämt, dies läßt sich denken und also auch malen. In diesen Mienen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Miene? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegengesetzt und heißt also: es war den Mienen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht und mag es auch nicht wissen. In diesen Mienen begegnen also erst der Ernst und dann die Gefahr und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz oder Wollust? Vermuthlich das Letzte. Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bei dieser Gelegenheit, und durchdringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bei diesem Ausdrucke? Diese Wasserdirne, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbeigezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von weißen Hüften bis zur Stirne." Nicht viel Idee und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, insoweit es blos rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann ebensowohl „der runde Arm" sagen. Da das Kinn ein Beiwort hat, warum es den Schäfer entzückt, so sollte die Hand ebenfalls ein Beiwort oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen Hüften bis zur Stirne." Erstlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Bei-

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 153.

wort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beiwort. Sind nur die Hüften weiß? nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beiwort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkürlichen Wohlstand. „An der er tausend Anmuth fand." Nachdem schon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdies ist das finden und das tausend sehr prosaisch. „Nie wird sie reizend g'nug beschrieben." Das sieht man aus der Beschreibung selber. „Der beste Riß bleibt ein Versuch." Riß für Abriß, Abbildung, nicht gut. Versuch; es sollte hier unstreitig heißen: unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk u. dgl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: „Kurz, sie zu sehn und nicht zu lieben, war, wie man sagt, ein Widerspruch." Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer; sie war außerordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehn und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig sein; sie zu sehn und nicht zu lieben, widerspricht sich, und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber etwas Widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht zerstreut, vergißt sich selbst und seine Heerden." Erst die Heerden und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts Neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. „Und klagt mit ängstlichen Geberden der Schönen seine Zärtlichkeit." Aengstlich ist zu hoch getrieben, und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geberden? diese sind der geschwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?" Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also oder das schöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanenmäßig, ebensowohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhen soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott der See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen." Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwa die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen." Das sogleich ist sehr pünktlich, contractmäßig und verräth eine große Meinung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen und wegen der Ziegen aufgesucht. „Wofern ich nicht vergebens fleh';" klingt zu drohend. „Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?" Neptun redet hier wie ein guter, ehr=

licher Bürger. Ist Sirene seine Tochter? „O, spare Seufzer, Wunsch und Harm!" In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dies hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Leben ein ewig Unglück in den Arm." Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„Der arme Thyrsis seufzt und weint." Thränen möchte Thyrsis wol vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen Widerhalle, bis wiederum Neptun erscheint." Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Widerhalle; wo war der Widerhall? auf der See oder auf der Flur? „Bis wiederum Neptun erscheint." Wenn ich auch die Versetzung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Widerhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptun's ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrsis' Ruh'." Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sirene." Auf was für Weise? „Der Schäfer trägt die nasse Schöne entzückt nach seiner Hütte zu," und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? „Sein mattes Herz wird wieder frisch." Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meinst du nicht die Welt, die früher liebt und eher brennet." Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort und sagt ohnedem nichts mehr als das liebet. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug' und Wahn für göttlich hält." Das Kind anstatt Schöne, unnatürlich. Zur Hälfte kennet, ist unedel ausgedrückt. Aug' ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt der Schönen Mund und Stirne." Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht, gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen: die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wol nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht leugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein Paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dies ist offenbar.

Ich will es genug sein lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge

gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge sein kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beim ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die ältste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich als gekünstelt vor.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frei,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt', auch alt, noch zärtlich küssen,
War schön und doch dem Manne treu.

Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh'
Wol zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit in's Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh' es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.

Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dies ist der Bösen Eigenschaft!

Der Sperling ward sogleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen
Zu diesem Siege beigetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

Er hält sein Wort auch ohne Schwur
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spatz so gut gewußt.

Einst frißt er in der schönsten Ruh'.
Da sieht ihm unsre Taube zu
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen?
Der Sperling hüpft sogleich empor:
Nun, schreit er, kannst du mich noch hassen?
Hab' ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer als zuvor?

Du frömmer? rief die Taube nach,
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bei;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen
Und suchst dir schmeichelnd beizubringen,
Daß deine Brust gebessert sei.

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu sein;
Ein Laster wird jetzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.

Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ist's nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen, und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unsre Tugend ist die meisten Male ein Tausch. Man verläßt ein Laster und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug, so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht den geilen Scherz, wird karg und nennt sich fromm und klüger." Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerei nur durch andre Dinge. Aber dies Alles bei Seite gesetzt: ist die Ausführung, die Art zu erzählen, gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges, z. E. die Beschreibung der Taube in zwei Strophen. Es ist ferner zu weit bei der Erzählung ausgeholt; ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehret. Dies habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles, was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet sein: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redete ihn deswegen also an. Ich weiß auch nicht, warum der Redner eben eine Taube und kein Tauber ist. Der Letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naiv. Fehlers genug! Sie ist

gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Silbenmaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht.“ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt als Arbeit sucht;“ sollte heißen: als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre Kost vom Schlage rauben.“ Half rauben, anstatt, er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit Andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn beim ersten Sonnenschein der Hauswirth sang und Futter streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr frech als scheu zum Frühstück ein.“ Beim ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beiträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweite Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammengezogen sein. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze ging es an. „Die ältste von den stillen Thieren.“ Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hühner, die Schafe und Alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als gekünstelt vor.“ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satire auf die schlechten Redner sein? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegengesetzt? Natürlich ging nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weiß ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt,

sie wäre überhaupt gut, so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dies ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön sein oder nicht, sie konnte sagen, was sie sagt. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am Natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht sein, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen und nach den Farben. „An Hals und Brust wie Schnee so weiß." Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln." Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That er's nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust gewölbt und frei." Die Brust frei tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dies auch an? Vielleicht bei den Tauben. „Die schönsten Latschen an den Füßen." Sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beinahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe. „Sie konnt', auch alt, noch zärtlich küssen, war schön und doch dem Manne treu." Ist treu zu sein eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satire sein? Oder ist es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch größre Dinge zierten sie." Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit in's Feld nahm und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müh', ist gezwungen. Wohl, ist hier matt, prosaisch. Zwanzig Kinder, nicht schön. „Die Körner, die in Furchen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt." Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt, sind für euch, ist Reim, ist undeutsch. In Furchen; nein! in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! „Bist du,

so fragt sie, tugendhaft?" Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden", nämlich, ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den: Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dies ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward sogleich gerührt." Darüber kann man sich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder Sagen zu diesem Siege beigetragen." Es scheint, als hätte ich's gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen." Das Sagen, anstatt ihrer Rede, ist hier eine Freiheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beigetragen." Beigetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde." Das gleich ist nicht schön. Nun, in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur." Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern sahe." Das ob er, anstatt ob er gleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;" nahe, es sollte wol nah oder zu nah heißen. „Einst frißt er in der schönsten Ruh';" schönste Ruh', schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt und nicht der Autor. „Da sieht ihm unsre Taube zu." Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen." Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich, warum nicht sitzend? „Der Fremden Frucht bequem zu nützen." Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen, und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft sogleich empor." Hüpft empor? wo war er? Er saß. Wo saß er? in den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe und nicht empor. Dies ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? ist der Umstand gebraucht worden? „Hab' ich mein Laster nicht gelassen?" Mein Laster; zu arg! Frömmer als zuvor ist nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube nach." Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht der Leser nicht,

daß du frömmer? eine Wiederholung ist? „Du bist noch eben deine Schmach." Das ist sehr poetisch gered't bis auf das eben, das schickt sich in den fremden Ton, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Fresser, ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist zu grob geschmählt. Das heißt, die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. „Dir wohnt dein böser Trieb noch bei." Beiwohnen; ein böser Trieb wohnt mir bei; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wol gar keine Sprache. „Und sucht dir schmeichelnd beizubringen." Beizubringen; gereimt, anstatt, dich zu bereden. Dies war das Wort. „Daß deine Brust gebessert sei." Brust, sehr poetisch, anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Miene und also die Miene, die sie nicht haben soll. „Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein: die Tugend scheint ein Tausch zu sein." Gelehrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richtig gedacht oder nicht recht gered't. „Ein Laster wird jetzt ausgetrieben." Austreiben ist platt; vertreiben sollte es heißen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz." Was ist der geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich mit Herz schließen. „Wird karg und nennt sich fromm und klüger." Klüger, gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres und bereden uns, besser zu sein. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler; und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da: würde die Fabel darum schön sein? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt elend sein. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt, das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, Alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O, wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwei, drei Mal und vergnügt sich das letzte Mal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wol Jemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammen drucken lassen?

Anhang.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der große Beifall, den Gellert's Fabeln sofort nach ihrer Veröffentlichung fanden, und die Spannung, mit der das Publikum neuen Spenden von ihm entgegensah, waren weit entfernt, ihn in die behagliche Stimmung der Selbstzufriedenheit mit den Erzeugnissen seiner Muse zu versetzen; wir entnehmen vielmehr aus seinen Aeußerungen und Handlungen, welche Besorgniß ihn stets bei weiterer Veröffentlichung seiner dichterischen Producte erfüllte. So beunruhigt ihn z. B. schon bei der Herausgabe des zweiten Buchs der Fabeln (1748) der Zweifel, ob er die Gunst der Kenner, die er durch das zwei Jahre vorher erschienene erste Buch gewonnen, durch das zweite werde behaupten können? Ein weiteres Zeugniß dafür, welch strengen Maßstab er an seine Arbeiten legte, liefert die mitgetheilte, ausführlich motivirte Selbstkritik, der er einige seiner Fabeln unterwarf, am Meisten aber die unermüdliche Thätigkeit, mit der er seinen Fabeln den größtmöglichen Grad von Vollkommenheit durch Wieder-Umarbeitung derselben zu geben suchte.

Es ist sicher nicht ohne Interesse, wenigstens bei einzelnen Fabeln einen Einblick in diese Arbeitsweise des Dichters zu gewinnen, und wir wählen dazu zunächst eine solche, die uns in drei Bearbeitungen vorliegt.

Die bereits in der Anmerkung auf Seite 163 erwähnte Monatsschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (Seite 467) enthält die Fabel „Die Seemuschel und der Krebs" in der ersten Fassung. Die erste Umarbeitung derselben ist aus einem Manuscript Gellert's zuerst von Ludwig Neuffer in dem „Taschenbuch von der Donau auf das Jahr 1824" (S. 64) veröffentlicht und führt dort die Ueberschrift „Die Muschel und der Krebs." Die dritte Gestalt endlich (Seite 136 dieses Bandes) gab ihr Gellert unter der Ueberschrift „Der junge Krebs und die Seemuschel" und nahm sie so in die „Sammlung vermischter Schriften, 1756" auf.

Der bequemeren Uebersicht wegen stellen wir umseitig die drei verschiedenen Texte neben einander:

Die Seemuschel und der Krebs.

Ursprüngliche Fassung in den „Belust.“ 1741, II, 467.

Da, wo der weite Belt den Deutschen nah' gekommen,
Ward einst ein junger Krebs mit Unmuth eingenommen.
Die Muschel, die ihr Haus itzt von einander zog,
Dann wieder so genau, als erst, zusammenbog,
Schien ihm weit glücklicher, als er in Koth und Höhlen.
Ich, rief er dieser zu, muß mich im Schlamme quälen;
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Bald schreckt mich Sturm und Netz. Du hast dein eignes Haus;
Du kannst es, wenn du willst, itzt öffnen, nachmals schließen;
O, daß wir Krebse nur so ärmlich wohnen müssen!
O Muschel, gönnst du mir, mir Aermsten, noch ein Glück,
So lasse meinen Leib nur einen Augenblick
In deiner Wohnung ruhn und mich bei meinem Grämen
Auch einen kleinen Theil an deiner Ruhe nehmen!
O, fing die Muschel an, gefällt dir meine Ruh',
Schein' ich dir glücklicher und sichrer noch als du,
So wisse nur, mein Freund, ich diene mit Vergnügen.
Du kannst dich in mein Haus, so oft du denkst, verfügen.
Ich mache Platz und Raum; genieße meiner Ruh'!
Der Krebs kreucht in das Haus, sie schließt es feste zu;
Der Krebs erstickt sogleich, und mitten im Ersticken
Muß er zu gleicher Zeit die Freundin mit erdrücken.

Oft macht ein dummer Dienst ein doppelt Unglück voll,
Stürzt den, der ihn erzeigt, den, dem er nützen soll.

Der junge Krebs

Letzte Umarbeitung

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammenzog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O, daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen!

Die Muschel und der Krebs.

Spätere Umarbeitung Gellert's.

Einst sah ein junger Krebs aus seiner Höhl' am Strande
Der muntern Muschel zu, die auf dem Ufersande
Des nahen Stroms ihr Haus jetzt aus einander bog,
Jetzt als ein leichtes Spiel geschwind zusammenzog.

Beglückte, rief er aus, ich muß in Schlamm und Höhlen
Mich Tag für Tag in Angst und ohne Ruhe quälen;
Bald stößt ein Nachbar mich von meinem Lager aus,
Bald schreckt mich Menschenhand. Du hast ein eignes Haus;
Du kannst es, wie du willst, jetzt öffnen, jetzt verschließen.
O, daß wir Krebse doch so elend leben müssen!
Vergönntest du mir doch nur eine kurze Zeit
Den Aufenthalt bei dir, das Glück der Sicherheit!
Ach, wolltest du mich nur in deine Wohnung nehmen,
So würd' ich doch einmal vergessen, mich zu grämen!

Freund, sprach die Muschel drauf, gefällt dir meine Ruh',
Und bin ich, wie du sagst, weit glücklicher als du,
So gräme dich nicht mehr, ich diene mit Vergnügen.
Versuch' es, kannst du dich an meine Seite schmiegen,
So mach' ich gern dir Platz. Der Krebs gehorcht im Nu
Und kriecht als Gast in's Haus. Die Muschel schließt es zu;
Doch ach, der Krebs erstickt, und mitten im Ersticken
Muß sterbend er zugleich die Freundin auch erdrücken.

Ein Dienst im Unverstand bringt doppelt Unheil oft
Dem, der den Dienst vollbringt, und dem, der Vortheil hofft.

---

und die Seemuschel.

Gellert's.

Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That sieht's jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen;
Doch, dienet es zu Ihrer Ruh',
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen,
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach' auf, schreit er, denn ich ersticke!
Bald, spricht sie, will ich dich befrein;
Sieh' erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein!

Dieselbe Unzufriedenheit mit seinen eignen Geistesproducten, welche die zweimalige Umdichtung der vorstehenden Fabel veranlaßte, oder, wenn man lieber will, die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, unter denen Gellert seine dichterischen Arbeiten zu verschiedenen Zeiten betrachtete, bekundet sich auch in der Auswahl, die er bei der Herausgabe seiner gesammelten Fabeln traf, von denen, wie bereits erwähnt, das erste Buch 1746, das zweite 1748 im Buchhandel zum ersten Mal erschien. Obgleich die von ihm in den „Belustigungen rc." seit 1741 veröffentlichten Fabeln den allgemeinsten Beifall in ganz Deutschland gefunden hatten, ja, in Uebersetzungen sogar in fremden Ländern weit verbreitet waren, kurz, seinen Ruhm als Fabeldichter begründeten, nahm er von ihnen doch nur fünf in die genannte Sammlung auf. Es ist nicht zu verwundern, daß Gellert dadurch mit dem Publikum selbst in Widerspruch trat; denn die Fabeln, die er unterdrücken wollte, waren längst Gemeingut von Alt und Jung geworden, waren in Schulbücher und Jugendschriften übergegangen, und sie blieben ein Eigenthum des Volkes, wenn auch Gellert selbst sie aus seinen Schriften wegließ. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß es eine Unmöglichkeit ist, ein Werk, das Jeder kennt, und das bereits Eigenthum der Lesewelt geworden, wieder zu unterdrücken. Wie der Pfeil in dem Augenblicke, wo er der Sehne des Bogens entschwirrt, dem Willen des Schützen für immer entrückt ist, so giebt es auch für ein im Druck erschienenes Buch keine Rückkehr mehr in das Schreibpult des Autors. Und so erschienen denn auch die von ihm in seiner Sammlung weggelassenen Fabeln in andern Sammlungen, die ohne Gellert's Willen veranstaltet wurden, z. B. von einem Ungenannten eine „Besondere Sammlung verschiedener Fabeln und Erzählungen, die zwar der Herr Professor C. F. Gellert verfertiget, aber in denen unter seinem Namen herausgegebenen Poetischen Schriften nicht mitenthalten sind", deren Vorrede, d. d. Schinznach, den 1. Mai 1756, in für die damalige Zeit charakteristischer Schreibweise die „Unersättlichkeit des Publikums in Gellert'schen Fabeln" beschreibt.

Offenbar ist Gellert, welcher in dem „Vorbericht zu seinen Schriften vom Jahre 1769" auch selbst erklärt, „daß ihm zur Zurücknahme eines Theils seiner Schriften kein Recht mehr zustände", durch so bestimmt sich äußernde Kundgebungen des Publikums bewogen worden, einen Theil der weggelassenen Fabeln mehr oder weniger umzuarbeiten und diese in der veränderten Gestalt nachträglich (1756) noch in seine „Sammlung vermischter Schriften" aufzunehmen. Diese umgearbeiteten Erstlingsfabeln Gellert's bilden im Verein mit einigen neueren, von denen ein Theil schon 1754 den „Lehrgedichten und Erzählungen" eingereiht war, das dritte Buch der Fabeln.

Auch später noch beschäftigte sich Gellert mit Umdichtung der übrigen. Doch erst lange nach seinem Tode sind einige derselben in umgearbeiteter Fassung (vergl. Taschenbuch von der Donau auf das Jahr 1824) zur Veröffentlichung gekommen und seinen Werken nachträglich einverleibt worden.

Wir theilen dieselben auf den nachstehenden Blättern mit und glauben allen Freunden der Gellert'schen Muse einen Dienst zu erzeigen, wenn wir bei diesen auch die alte Form zur Vergleichung gegenüberstellen, um so mehr, als sich Gellert bezüglich der spätern Verbesserungen nicht immer in Uebereinstimmung mit der Kritik befand. So bezeichnete man z. B. in der Fabel „Die Seemuschel und der Krebs" den Ausgang in den beiden ersten Fassungen als drastischer, und die abgeleitete Moral als vollwichtiger als in der letzten; in der Fabel „Die Lerche" erschien Manchem die neuere Lesart „sie starb" als abgeschwächt gegen die frühere:

„Und stößt sich in der Raserei
„Am Spiegel Kopf und Hirn entzwei".

Ebenso findet die frühere Fassung der Fabel „Der Schäfer und die Sirene" ihre Vertheidiger gegenüber der Gellert'schen Umarbeitung u. s. w. u. s. w. — Die Fabel „Die Freunde" ist neu hinzugekommen und existirt nur in einer Form.

Von der Mittheilung derjenigen Fabeln, die Gellert nicht in seine Werke aufgenommen und auch nicht umgearbeitet hat, glauben wir, gleich den früheren Herausgebern der Werke Gellert's, Abstand nehmen zu müssen, und beschränken uns darauf, ein Verzeichniß derselben mit Angabe der Quelle, wo sie zuerst gedruckt standen, zu geben:

Der Täuber. (Belustigungen 1742, II, 191)
Der Dachs und der Hund. (Belust. 1742, II, 261)
Die Sonne. (Belust. 1742, II, 366)
Das Schaf. (Belust. 1742, II, 478)
Pätus und Arria. (Belust. 1743, I, 175)
Die Nachtigall. (Belust. 1743, I, 289)
Damon und Flavia. (Belust. 1743, I, 558)
Die Raupen. (Belust. 1743, II, 272)
Unbedacht. (Belust. 1744, II, 2).

Montan und Lalage.

Montan und Lalagen trieb Lieb' und Noth auf's Meer;
So zärtlich liebte sich kein Paar auf Erden mehr;
Es war ein Geist und Sinn; oft schwuren sie, ihr Leben
Zur Probe ihrer Treu' mit Freuden hinzugeben.

Ich weiß nicht, hat die See den Schwur mit angehört?
Genug, es kommt ein Sturm, der ihre Ruhe stört;
Die Wellen fangen an gleich Bergen sich zu thürmen,
Als wollten sie die Welt und nicht ein Schiff bestürmen.
Montan und Lalage, durch die Gefahr bedroht,
Gehn starr in den Tumult, erwarten ihren Tod;
Doch wollen sie umarmt hinsinken in's Verderben,
Und Eines an der Brust des Andern gerne sterben.

Indessen wächst der Sturm, es steigt und fällt das Schiff
Und spießt zuletzt sich fest auf einen Felsenriff.
Doch da der Kiel zerfährt, und sich die Planken spalten,
Muß noch ein schmales Brett das arme Paar erhalten.
Nun ruht der wilde Sturm. Sie schwimmen durch das Meer,
Doch für ein kleines Brett war diese Last zu schwer.
Ach, schrie Montan bestürzt, das Brett wird untersinken,
Und wenn nicht Eines weicht, wir Beide nun ertrinken!

O Probe voller Angst! Wer opfert sich der See?
Das Leben liebt Montan, doch liebt's auch Lalage.
Allein für Beide nicht ist Rettung zu vermuthen;
Wenn Eines leben soll, muß Eines in die Fluthen.
Wer denkt des Schwurs nunmehr? Gewiß Montan; doch nein!
Ich, rief nun Lalage, will dich vom Tod befrein.
Doch daß du's weißt, wer dich gerettet vom Verderben,
So stoße mich in's Meer! — Montan, nicht selbst zu sterben,
Stößt, ach, das zärtlichste, das treuste Herz hinab!
Doch, edle Lalage, zu edel für dies Grab,
Die See fühlt deinen Werth und läßt es dir gelingen
Und weiß auch ohne Brett dich an den Strand zu bringen.

Hier trifft die Herrliche den schwurvergess'nen Mann.
Er kniet vor ihr, er fleht. O, spricht sie, geh', Montan!
Ich habe dich geliebt, dich durch das Meer begleitet,
Das Leben dir geschenkt, du mir den Tod bereitet.
Verlaß auf ewig mich, weil mich ein Herz betrübt,
Das in der Ruhe zwar, doch in Gefahr nicht liebt.
Sei stets beglückt, Montan! Dich werd' ich niemals hassen,
Bestrafen will ich dich! — Drauf hat sie ihn verlassen.

Montan und Lalage (Urspr. Form).

Montan und Lalagen trieb Lieb' und Noth auf's Meer.
Nie liebte sich ein Paar so rein, so treu und sehr
Als diese Zärtliche. Sie schwuren oft, ihr Leben
Zum Zeichen ihrer Gluth mit Freuden hinzugeben.
Ich weiß nicht, hat die See den Schwur mit angehört?
Genug, es kömmt ein Sturm, der ihre Ruhe stört.
Die Wellen fangen an, sich so erhöht zu thürmen,
Als wollten sie die Welt und nicht ein Schiff bestürmen.
Montan und Lalage, ganz aus sich selbst gesetzt,
Umfangen in der Angst sich noch zu guter Letzt
Und wollen noch umarmt bei ihrem jähen Sterben
Eins an des Andern Brust, aus Zärtlichkeit, verderben.
Du meines Glückes Rest und auch sein Inbegriff!
So seufzt noch Lalage; darauf zerreißt das Schiff;
Und mitten in dem Sturm und mitten im Zerspalten
Muß noch ein schmales Brett dies arme Paar erhalten.
Der Seesturm lagert sich. Sie schwimmen durch das Meer;
Doch für ein kleines Brett war diese Last zu schwer.
O! schrie Montan bestürzt, das Brett wird untersinken,
Und Beide müssen wir, wenn Eins nicht weicht, ertrinken!
O Probe voller Angst! Wer soll nun in die See?
Das Leben liebt Montan, auch liebt es Lalage,
Noch ist für Beide nicht die Rettung zu vermuthen;
Wenn Eines leben soll, muß Eines in die Fluthen.
Wer überwindet sich? Montan gewiß; doch nein.
Ich, rief hier Lalage, will dein Erretter sein;
Doch daß du ewig weißt, daß dich mein Tod erhalten,
So stoße mich in's Meer! Montan, nicht zu erkalten,
Stößt auch das zärtlichste, das treuste Herz hinab.
Doch, edle Lalage, zu edel für dies Grab,
Die See kennt deinen Werth und läßt es dir gelingen
Und weiß dich ohne Brett gesund an's Land zu bringen.
Hier trifft nun Lalage den Freund errettet an.
Er fleht und bittet sie. O, spricht sie, geh', Montan!
Ich habe dich geliebt, dich durch das Meer geleitet,
Das Leben dir geschenkt, du mir den Tod bereitet.
Verlasse mich nunmehr, weil mich ein Herz betrübt,
Das in der Ruhe zwar, doch in Gefahr nicht liebt!
Sei stets beglückt, Montan! Dich werd' ich niemals hassen;
Bestrafen will ich dich. — Drauf hat sie ihn verlassen.

Die Gans.

In Städten wird aus mir doch etwas noch gemacht!
Sprach eine junge Gans, die man zu Markt gebracht;
Im Dorfe wußte man nur grausam mich zu reisen,
Hier sucht mich manche Hand liebkosend anzugreifen;
Man hebt mich lachend auf und setzt mich wieder hin,
Weil ich so weiß als Schnee am ganzen Leibe bin;
Man streichelt meine Brust, greift unter meine Schwingen,
Das muß die Art wol sein, mir Huldigung zu bringen.
Ein allerliebstes Thier, ein Phönix muß ich sein;
Das unverständ'ge Dorf sah meinen Werth nicht ein.
Bei dummen Leuten kann man nie zu Ehren kommen,
Nur in der Stadt wird noch Verdienst in Schutz genommen.

Die Gans wird eingekauft und in den Stall gethan,
Auch wohnet neben ihr ein Calecut'scher Hahn.
Nun, sprach sie, seh' ich ganz, wie man Verdienste schätzet,
Weil man solch einem Herrn mich an die Seite setzet.
Im Dorfe lief ich mir die müden Füße wund,
Hier steckt man mir sogar das Essen in den Mund,
Hegt auf dem Schooße mich und giebt mir Milch zu trinken;
Auch seh' ich oft die Frau mit holdem Blick mir winken;
Was denk' ich mir davon? Das muß wol Liebe sein.

Ach, schrie die Magd, dein Fett, dein Fett nur nimmt uns ein
Doch muß ich diesen Spaß auch meiner Fräulein sagen;
Denn hätte sie kein Geld, wer würde nach ihr fragen?

Die Gans (Urspr. Form).

In Städten wird doch noch etwas aus mir gemacht!
So sprach die fette Gans, die man zu Markte bracht'.
Im Dorfe wußte man von nichts, als mich zu reisen,
Hier sucht mich manche Hand behutsam anzugreifen;
Man hebt mich lachend auf und setzt mich wieder hin,
Weil ich so weiß als Schnee an meinem Leibe bin.
Und Keines, das mich sieht, kann's über's Herze bringen;
Es greift mir an die Brust und unter meine Schwingen.
Ich muß ein artig Thier und wohlgewachsen sein.
Ja, das verwünschte Dorf sah meinen Werth nicht ein;
Was gäb' ich itzt darum, wenn ich, zu meiner Ehre,
Nie auf die Gänsetrift getrieben worden wäre!

Die Gans ward eingekauft und endlich eingethan;
Es wohnte neben ihr ein Calecut'scher Hahn.
Nun, sprach sie, seh' ich doch, daß man Verdienste schätzet,
Weil mich der Köchin Hand an dessen Seite setzet.

Im Dorfe hatt' ich nichts, als was ich sucht' und fund;
Hier steckt man mir sogar das Essen in den Mund;
Man stopft mich auf der Schooß und bringt mir Brot bei Haufen
Und giebt mir auch sogar aus Liebe Milch zu saufen.

Aus Liebe? sprach die Magd; daß ich nicht lachen kann!
Man liebt nicht dich; dein Fett, dein Fett nur lockt uns an,
Und eh'stens werd' ich dies auch meiner Jungfer sagen;
Denn hätte sie kein Geld, wer würde nach ihr fragen?

Das junge Wiesel.

Ein Wiesel, das am Tag die Falle stehen sah,
Kam, wenn es dunkel war, niemals der Falle nah.
„Ich kenne die Gefahr, mich wirst du nicht bethören!
Mein Vater starb durch dich, dies soll mich Vorsicht lehren;
So jung ich auch noch bin, doch bin ich dir zu klug;
Wer den Betrug erkennt, dem schadet kein Betrug.
Den Eiern geh' ich nach und habe das Vergnügen,
Bei solcher leckern Kost die Hausfrau zu betrügen."

So spricht das Wiesel froh in blinder Sicherheit
Und denkt nicht der Gefahr, die ihm wo anders dräut.
Denn als es einst in's Ei sich einbiß, blieb, o Schrecken!
Das Wiesel mit dem Kopf selbst in der Schale stecken
Und zog ihn nicht heraus, in Angst und großer Noth.
Da kam die Hausfrau an und schlug das Wiesel todt.

Das junge Wiesel (Urspr. Form).

Ein Wiesel, das den Fang am Tage stehen sah,
Kam bei der finstern Nacht dem Fange niemals nah.
Ja, fing es einstens an, dich, Eisen, kenn' ich eben!
Mein Vater starb durch dich, mich bringst du nicht um's Leben.
So jung ich auch noch bin, so bin ich dir zu klug.
Wer den Betrug erkennt, den fället kein Betrug.
Ich geh' den Eiern nach und habe das Vergnügen,
Wenn mir der Dotter schmeckt, die Falle zu betrügen.
Allein, du schlaues Thier, das sich geborgen schätzt
Und stets die Falle flieht, wie ging es dir zuletzt?

Einst, da es sich sein Ei läßt gar zu herrlich schmecken,
So bleibt es mit dem Kopf im Eie selber stecken,
Und ihn herauszuziehn, ist's nicht vor Angst geschickt;
Die Hausfrau kömmt dazu: so ward das Thier berückt.

Zwo Strafen findest du, die auf die Wollust wachen:
Theils strafet das Gesetz, theils die Natur der Sachen;
Der ersten zu entgehn, lehrt dich die Wollust zwar,
Doch bei der andern Art verbirgt sie die Gefahr.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Die karge Claudia, die nur dem Wucher lebte
Und einzig ihren Schatz zu mehren sich bestrebte,
Die sträflichen Gewinn hohnlachend sich erwarb,
Als mancher armer Mann in Noth und Hunger starb,
Dies kluge Weib ward krank und ließ den Arzt berufen,
Weil Gicht und Magenkrampf ihr große Schmerzen schufen.
Der Arzt erschien; doch sie, noch sicher in Gefahr,
Und weil sie selbst im Tod dem Spiel gewogen war,
Fiel ihm in's Wort und sprach: Sie müssen bei mir bleiben
Und durch ein Kartenspiel mir Zeit und Schmerz vertreiben.
Sie spielten ziemlich hoch; der Arzt verlor sein Geld
Und wollte weitergehn. Doch die Verschmitzte hält
Ihn bittend auf: „Sie sehn, ich muß mein Ende fühlen;
Wir wollen um den Werth der Leichenkosten spielen."

O schnödes Kartenglück, wie ungerecht bist du!
Was du dem Einen nimmst, wirfst du dem Andern zu.
Der unbesorgte Mann muß gegen sie verlieren
Und für den ganzen Werth des Leichenprunks quittiren.
Nun, rief sie, sterb' ich gern; mein Haus ist wohl bestellt,
Und mein Begräbniß auch; doch um das baare Geld,
Das ich von Ihnen zog, recht wohl verwahrt zu wissen,
So soll's die Armuth einst durch ein Legat genießen.

Drei Tage lebt sie noch und bringet diese Frist
Mit stetem Lesen zu, weil sie im Schuldbuch liest.
Sie rechnet auf ein Haar die eingetragne Beute,
Das blutige Procent in Noth gestürzter Leute.
Sie starb. Ihr Zimmer wird mit Trauer angefüllt
Und standesmäßig bald in schwarzes Tuch gehüllt,
Um das die kluge Frau den Eigner einst gepfändet,
Weil er den Zins ihr nicht zur rechten Zeit gesendet.
Die Lichter fackelten erhellend um den Sarg,
Als sich, ich weiß nicht wie, ein Funk' im Tuche barg,
In Kurzem um sich griff und eine Flamm' erregte,
Die Leiche, Schuldbuch, Haus und Hof in Asche legte.
Denn Löschen war umsonst; des letzten Spiels Gewinn,
Und was im Leben sie mit Sünd' erkargt, war hin.

Dank sei der Feuersbrunst, die so viel' wackre Leute
Von Schuld und Wechselbrief in einer Nacht befreite!

Die geizige Claudia (Urspr. Form).

Die karge Claudia, verständig in Procenten,
Arm ihrem Geize nach, doch gräflich reich an Renten,
Die das für's beste Jahr in ihrem Leben schalt,
In dem der Scheffel Korn sechs Gülden rheinisch galt;
Dies arme Weib ward krank und ließ den Doctor holen.
Er kam und ordnete, was ihm die Kunst befohlen;
Doch unsre Claudia, die sicher vor Gefahr
Und auch im Tode noch dem Spiele günstig war,
Fiel ihm in's Wort und sprach: Sie müssen bei mir bleiben
Und durch ein Kartenspiel mir Zeit und Schmerz vertreiben.
Sie spielten ziemlich hoch; der Arzt verlor sein Geld.
Gut, sagte Claudia, wenn's Ihnen so gefällt,
Sie sehn, wie krank ich bin, ich kann mein Ende fühlen;
Wir wollen um den Werth der Leichenkosten spielen.
O böses Kartenglück, wie ungerecht bist du!
Dem Einen nimmst du's ab, dem Andern wirfst du's zu.
Der arme Mann verliert; schnell weiß sie zu summiren,
Was ihr Begräbniß kommt; der Doctor muß quittiren.
Nun, rief sie, sterb' ich gern; mein Haus ist wohl bestellt,
Mein Leichbegängniß auch. Und um das baare Geld,
Das ich von Ihnen zog, wohl angewandt zu wissen,
So soll's das Armuth einst durch ein Legat genießen.
Drei Tage lebt sie noch und bringet diese Frist
Mit stetem Lesen zu, weil sie ihr Schuldbuch liest;
Sie rechnet auf ein Haar die eingetragne Beute,
Das blutige Procent in Noth gerathner Leute.
Sie schlug die Zinsen noch zum baaren Capital
Und zählte Tausend schon zum vierten hundert Mal;
Hier aber ward sie schwach; sie wollte noch was sagen;
Allein man hörte nichts als: „Schuld", „wo nicht", „verklagen".
Sie starb. Ihr Zimmer ward mit Trauer angefüllt
Und durch ein Stücke Tuch standsmäßig schwarz verhüllt,
Darum die Selige den Meister einst gepfändet,
Weil er den Erbzins nicht zu rechter Zeit gesendet.
Die Lichter fackelten bei Haufen um den Sarg,
Als sich, ich weiß nicht wie, ein Funk' in's Tuch verbarg,
In Kurzem um sich griff und eine Gluth erregte,
Die Leiche, Schuldbuch, Haus und Hof in Asche legte.
Das Löschen war umsonst. Des Leichengangs Gewinn,
Den sie durch's Spiel erhielt, fiel von sich selber hin.
Dank sei der Feuersbrunst, die so viel' wackre Leute
Von Schuld und Wechselschrift in einer Nacht befreite!

Die Wahrheit und die Lüge.

Man forschte seit viel tausend Jahren,
Warum die Wahrheit nackend geht,
Und nie hat man's genau erfahren,
Weil nichts davon in Büchern steht;
Doch endlich deckt der Zeiten Lauf
Der Welt auch dies Geheimniß auf.

An einem alten Königshofe
War einst die Wahrheit angestellt;
Drauf ward im Dienst als Ehrenzofe
Die schlaue Lüg' ihr beigesellt;
Doch konnten sie sich nicht verstehn;
Wenn Diese bleibt, muß Jene gehn.

Einst rangen sie in offnem Streite;
Doch war der Kampf lang' ungewiß,
Bis daß die Lüg' als Siegesbeute
Der Wahrheit das Gewand entriß.
Sie blieb am Hof, und seit der Zeit
Trägt sie daselbst der Wahrheit Kleid.

Die Wahrheit aber floh von hinnen
Und irrt nun bloß von Land zu Land.
Sie kann nicht Achtung mehr gewinnen
Und bleibt den Meisten unbekannt.
Dafür nun sieht fast Jedermann
Die Lüge für die Wahrheit an.

Die Wahrheit (Urspr. Form).

Schon forscht man seit viel tausend Jahren,
Warum die Wahrheit nackend geht,
Und nie hat man's gewiß erfahren,
Weil nichts davon in Büchern steht;
Doch endlich deckt der Zeiten Lauf
Der Welt auch dies Geheimniß auf.

Und dich, mein Leser, zu vergnügen,
So sag' ich dir durch dieses Lied,
Daß einst die Wahrheit mit der Lügen
In einen harten Streit gerieth,
Weil diese jener offenbar
An einem Hofe schädlich war.

So hart sie auf einander gingen,
So blieb der Streit doch ungewiß,
Bis daß die Lügen in dem Ringen
Der Wahrheit das Gewand entriß;
Sie floh und trug seit dieser Zeit
Kein anders als der Wahrheit Kleid.

So kam die Wahrheit in dem Streiten
Um alles Glück durch ihr Gewand;
Denn nackend ward sie tausend Leuten,
Auch selbst den Klugen, unbekannt.
Hingegen sah fast Jedermann
Die Lügen für die Wahrheit an

Der Spieler.

Jüngst kam zur Unterwelt auf Charon's leichtem Kahn
Ein Meister in dem Spiel mit andern Seelen an.
Schnell ging der Ruf an ihn, sich vor dem Gott der Höllen,
Dem Richter dieses Reichs, zur Rechenschaft zu stellen.
Drauf fing der Spieler an: Was leugn' ich, großer Fürst!
Mein Leben taugt nicht viel, wie du erfahren wirst.
Ich habe nichts gethan, als Karten abgezogen
Und manchen Ehrenmann durch falsches Spiel betrogen.
Mein Glück blieb wandelbar, bald hatt' ich nichts, bald viel,
Und ob ich's oft verschwur, doch ließ ich nicht vom Spiel.
Im Spielen starb ich auch, selbst mitten im Verlieren;
Im Aerger und im Fluch muß mich der Schlag berühren.
Ich habe meine Zeit nicht löblich hingebracht;
Doch der hat große Schuld, der dieses Spiel erdacht
Und solche Blätter schuf; den mag die Straf' erwarten!

Hier griff er in den Rock und suchte seine Karten
Und fand sie unversehrt und mischte flink und frisch,
Lud selbst den Minos ein und bat um Stuhl und Tisch
Gut, sagte Minos drauf, hier sollst du ewig mischen;
Doch spielen sollst du nie an unterird'schen Tischen.

So steht denn seine Hand nicht Augenblicke still;
Stets kommt ein Geisterchor, das scheinbar setzen will;
Doch wenn der Spieler kaum versucht, ein Blatt zu ziehen,
So ist die Müh' umsonst, denn alle Geister fliehen.
O Unglück! ruft er aus, hat denn kein Mensch hier Geld?
Liebt Niemand hier das Spiel? Was ist doch eine Welt,
Wo kein Kaffeehaus ist? Ach, Brüder, bleibt auf Erden;
Da kann ein braver Mann mit Ruhm ein Spieler werden.

Der Spieler (Urspr. Form).

Am Höllenflusse Styx kam einst auf Charon's Kahn
Aus unsrer Oberwelt ein starker Spieler an.
Man rief ihn eilends auf, sich vor dem Gott der Höllen,
Dem Richter dieses Reichs, zur Rechenschaft zu stellen.
Drauf fing der Spieler an: O Minos, großer Fürst,
Mein Leben taugt nicht viel, wie du erfahren wirst;
Ich habe nichts gethan, als Blätter abgezogen,
Bank Nacht und Tag gemacht und Manchen ausgesogen.
Kein Kunstgriff war so neu, so wußt' und übt' ich ihn;
Ich kannte schon das Blatt, eh' noch das Blatt erschien,
Und selten wird ein Mann, auf diese Kunst beflissen,
Mit Volten meiner Art ein Blatt zu legen wissen.
Mein Glück blieb wandelbar; bald hatt' ich nichts, bald viel,
Und ob ich's oft verschwur, so ließ ich nie das Spiel.
Im Spielen starb ich auch; denn mitten im Verlieren,
Gleich da das Coeur-Aß fiel, muß mich ein Schlagfluß rühren.
Wahr ist es, meine Zeit ward übel zugebracht;
Allein, ich bin nicht schuld; der, der die Karten macht,
Verdient bestraft zu sein und mag den Spruch erwarten.
Hier griff er in den Rock und suchte seine Karten
Und fand sie unversehrt und mischt' und mengte frisch,
Lud selbst den Minos ein und bat um Stuhl und Tisch.
Gut! hub drauf Minos an, hier menge stets vom Frischen;
Denn spielen sollst du nie, wol aber ewig mischen!
So steht denn seine Hand zu keiner Stunde still.
Stets kömmt ein Geisterheer, das pointiren will;
Doch wenn's der Spieler wagt, einmal ein Blatt zu ziehen,
So ist die Müh' umsonst, denn alle Geister fliehen.
O Unglück! ruft er stets, hat denn kein Mensch hier Geld?
Versteht kein Mensch das Spiel? Was ist doch eine Welt, —
Wo kein Koffeehaus ist? O Brüder, bleibt auf Erden;
Da kann ein braver Mann mit Ruhm ein Spieler werden!

Die Freunde.

Zwei Brüder wandelten durch einen dichten Wald.
Der Eine sprach: Hier ist der Bären Aufenthalt.
Der Andre sprach: Hier sind von rohen Diebeshorden
Oft Reisende beraubt und oft getödtet worden.
Dann sprachen Beide: Wohl, was uns auch treffen mag,
Als Freunde waren wir vereint bis diesen Tag.
Wir bleiben's künftig auch und werden in Gefahren
Uns durch verbundne Kraft in jeder Noth bewahren.

Kaum war dies Wort gesagt, da zog ein großer Bär
Auf unsre Freunde schon aus dem Gebüsche her.
Der Eine flüchtete sich gleich auf eine Eiche,
Der Andre aber fiel und lag wie eine Leiche
Am Boden hingestreckt, weil er einmal gehört,
Daß nie ein Bär vom Fleisch erschlagner Menschen zehrt.
Der Bär sprang auf ihn los; er aber hielt den Odem;
Der Bär beroch ihn rings und leckt' ihn an dem Boden
Und lief zuletzt davon, weil er als todt ihn nahm.

Jetzt sprang der Freund vom Baum, und als er nahe kam,
Rief er: Was hat der Bär dir in das Ohr gesprochen,
Als er am Boden dich beschnuffelt und berochen?

Er hat, sprach Jener, mich gewarnt: Nimm dich in Acht
Vor Freunden, die die Noth dir sogleich untreu macht!

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Gellert, Christian Fürchtegott

Poetische und prosaische Werke

Bd.: 1

Berlin 1879